BESCHREIBUNG VON ISLAND. ENTWORFEN NACH EINEM IDEAL VON ERDBESCHREIBUNG UND ERZÄHLT NACH...

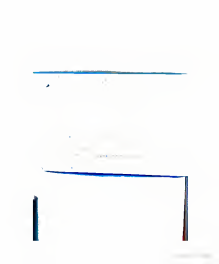
Johann Gottfried Gruber

Nachricht.

Länger als ein Jahr ist die Fortsetzung dieses Bilderbuchs verzögert worden, weil Veränderung des Aufenthalts, damit verbundene Abhaltungen, und neue Geschäfte den Hrn. Prof. Gruber daran verhinderten. Theils um viele Anfragen mit einem Male zu beantworten, theils um zu verhüten, daß man nicht glaube, Mangel an Beifall werde das Unternehmen hemmen, geben wir nunmehr die Versicherung, daß von jetzt an die Fortsetzung ununterbrochen erscheinen werde. Binnen Jahresfrist werden wir 4 bis 6 Hefte auf einander folgen lassen, und wir dürfen hoffen, daß sich die Freunde dieses Unternehmens immer mehr dafür interessiren werden, da eine Vereinigung glücklicher Umstände demselben einen immer wachsenden Werth verheißt.

Im Januar 1805.

Die Verlagshandlung.



1

Beschreibung von Island.

Entworfen
nach einem Ideal von Erdbeschreibung
und erzählt
nach
Andersen, Horrebow, Olavius, Olaffen, Povelsen, Troil und Andern
von
J. G. Graber.

Des
Geographisch Naturhistorisch-Technologischen
Bilderbuchs
V. und VI. Heft.

Mit Kupfern und Charten.

Zürich und Leipzig,
bei Johann Balthasar Schiegg, 1805.

Beschreibung von Island.

Island 63 Grad 7' 30" bis 66° 44' nördlicher Breite.

Funfzehnter Abend.

Heute reisen wir von Spitzbergen ab. Da diese Insel uns des Merkwürdigen so wenig dargeboten hat, so wollen wir doch wenigstens, ehe wir sie verlassen, mit Bacstrom noch einen Besuch auf Maerebank oder Nord-Vorland machen, wo eine von den Niederlassungen der Russen ist, deren ich bereits gedachte. Hört an, was dieser englische Reisende davon berichtet.

„In der Tiefe des Hafens gegen Osten fand ich, nebst meinen Begleitern und Leuten, wo wir ein, mehrere Stunden breites, Thal fanden, von hohen schneebedeckten Gebirgen fast ganz umringt. Viele sprudelnde Bäche strömten in Menge herab, und bildeten überall kleine Wasserfälle. Der Boden bestand aus Thon und war mit schönem Rasen bedeckt, worauf man sehr bequem gehen konnte. An den Ufern einiger kleinen Bäche, durch die wir gehen mußten, wuchs Löffelkraut, Wasserkresse, Cichorie, Sellerie und einige kleine Blumen, auch sahen wir eine große Menge Landvögel.

„Wir kamen auf unserm Wege durch einen abgesonderten Platz, wo die Holländer ehemals ihre Todten begraben hatten, drei oder vier Särge, worin Skelette von Menschen lagen, standen offen. Auf einigen hölzernen Denkmählern erkannte man noch die Jahreszahl 1632 und 1640. Im siebzehnten Jahrhundert nämlich kamen gewöhnlich Holländer hieher, um ihren Thran zu sieden, wovon auch der Hafen den Namen Smeerenberg (Schmeerberg) erhalten hat.

„Zwei Stunden von hier ist die genannte Kolonie der Russen. Sobald diese uns kommen sah, schickte sie zwei von den Ihrigen uns entgegen, um uns zu bewillkommen. Diese Leute erschienen in einem seltsamen Aufzug. Sie hatten alle lange Bärte, ihre Kleidung bestand in einem großen Pelzhute, einer langen Weste von braunem Hammelsfell, wovon die Wolle auswärts gekehrt war, und in Stiefeln; an der Seite hatten sie lange Messer. Als wir bei ihrer Wohnung anlangten, stellte man

und dem Kommendanten und dem Wundarzt von, die uns beide sehr höflich empfiengen, und uns einluden, bei ihnen einzukehren. Die Kleidung des Kapitains war wie der Uebrigen, nur von besserer Beschaffenheit, der Wundarzt war ein Deutscher, Namens Dieterich Pochenthal aus Berlin.

„Die Wohnung bestand aus zwei großen, aber sehr niedrigen, Zimmern. In der Mitte des vordern Zimmers stand ein großer runder Ofen von Backsteinen, der ihnen nicht nur zum Einheizen, sondern auch zum Kochen und Brodbacken diente. Der Rauch wurde aus diesem Ofen durch einen Schornstein zum Dach hinausgeführt, kann aber durch eine besondere Röhre auch in die kleinere Stube geleitet werden, wo sie die Zungen und das Fleisch von Dammhirschen und Rennthieren und ihre Bärenschinken räuchern. Auf drei Seiten des vordern Zimmers waren drei Fuß breite Bänke, mit Fellen von weißer Bären bedeckt, die der ganzen Kolonie zur Schlafstätte dienten. Die Bettdecken des Kapitains und Wundarztes bestanden aus weißen zusammengenähten Fuchsfellen, die übrige Mannschaft hatte welche von Rennthierfellen. Die Wände des Zimmers waren spiegelglatt polirt und sehr reinlich gehalten. Durch eine hinlängliche Anzahl kleiner Fenster wurde das Zimmer erhellt; der Boden bestand aus gestampftem Thon. Das ganze, etwa 60 Fuß lange und 34 breite Gebäude bestand aus langen, viereckigen Balken, horizontal über einander gelegt, an den vier Winkeln durch Fugen und Zapfen mit einander befestigt, wie gewöhnlich, mit Werk dicht ausgestopft, und überall stark mit Thran und Pech überzogen, so daß unmöglich die geringste Luft durchdringen konnte.

„Eine Gesellschaft von Kaufleuten in Archangel hat diese Kolonie auf Spekulation errichtet. Alle jährlich rüsten sie ein Schiff aus, das einen Kapitain, einen Wundarzt, einen Zimmermann, einen Koch, und ungefähr 20 Mann an Bord hat. Diese werden mit Flinten, Schießpulver, großen bremischen Messern und allen, zum Fang der Wallfische, der Narwalle, Meerschweine, Bären und Füchse erforderlichen Werkzeugen, und überdies mit Vorrath von Mehl, Branntwein, Kleidung, Tabak, Beeren, Sägen, Aexten, Brotkorn u. s. w. ausgerüstet. Im May segelt das Schiff von Archangel ab, und kommt im Juni oder Juli im Hafen zu Smeerenburg an, wo die neue Kolonie ans Land geht. Zwei oder drei Wochen hält sich das Fahrzeug auf, binnen welchen es ausgeladen wird, und führt dann die alte Kolonie mit ihren gesammelten Schätzen an Oel, Wallfischbarten, weißen Bären- und Fuchsfellen, Eiderdunen, Narwallzähnen, und geräucherten Rennthierzungen wieder ab. Die Russen bekommen keinen Befehl, sondern eine bestimmte Summe nach dem Tausend von dem Werte ihrer Beute, die sie zurückbringen. Der Wundarzt versicherte, daß diese Leute können von ihrem Gewinn ein ganzes Jahr lang leben, und der Kapitain hat meist einen Gewinn von 1000 bis 1200 Rubeln. Die Kaufleute, welche diese Kolonie anlegten, haben sich immer sehr wohl dabei befunden.

„Der jetzige Kapitain war zum zweiten Male hier. In den Nächten, die man so streng nennt, sagte er, ist die Dunkelheit nie, oder äußerst selten

ein so stark, daß man nicht einige Schritte vor sich sehen konnte, und die Kälte ist nie so streng, als sie es jeden Winter in Petersburg zu seyn pflegt. Wenn es heftig stürmt und schneit, können wir freilich nicht zum Hause hinausgehen, aber bei hellem Wetter, und sobald der Wind sich gelegt hat, ist es nicht zu kalt, um auszugehen, und mehrere Stunden lang im Freien auszuhalten. Der Mondschein, der Glanz der Sterne, der in dieser Breite ganz ausserordentlich funkelnd ist, und die häufigen Nordlichter verbreiten Helle genug, um lesen und schreiben zu können."

Er ertheilt uns Nachricht über diese russische Kolonie. Er war in der Mitte des Julius 1780, als er Spitzbergen verließ. „Die erste angenehme Veränderung des Klima's, erzählt er von seiner Rückreise, bestand darin, daß wir wieder einige Nacht hatten, und genöthigt waren, Licht in der Kajüte anzuzünden. Ach was für ein beglückender Anblick! Wenn man die Monate May, Juni und Juli hindurch ganz ohne Dunkelheit gelebt hat, so wird diese fortdauernde Tageshelle ungemein langweilig, und fast unausstehlich. Es ist ein unaussprechliches Vergnügen, wenn man zum erstenmal wieder dunkle Nacht um sich her und ein brennendes Licht sieht. Wie wir aber noch in diese südlichere Breite kamen, gewährte es mir ein besonderes Vergnügen, den Untergang der Sonne zu beobachten. Sie stand in einer ganz unbeschreiblichen Größe auf dem Horizont gleichsam still, war mit der mannichfaltigsten strahlenden Farbenpracht umringt, und gieng kurz nachher in erhabener Majestät vor unsern Augen unter. Die Scene geht über allen Ausdruck, ich finde keine Worte, sie zu beschreiben!" *)

Die kleinen Inselgruppen eingerechnet, besteht Spitzbergen aus 4 Inseln. Westlich liegt die kleinste derselben, Vorland, und hinter dieser das eigentliche Spitzbergen. Segelt man von der Insel Vorland an Spitzbergen nach Süden hinab, an dem Süd- oder Südkap vorüber, so kommt man nordöstlich hinauf, in den Jan Mychsuns Waarbusen. Von demselben geht ein Kanal des Meeres zwischen dem östlichen Spitzbergen und der Süd-Ost-Insel hindurch. Da dieser aber stets mit Eis erfüllt ist; so segelt man südlich um diese Insel her, an der Ostseite hin, und gelangt an das Nordöstliche Land, die vierte der grösseren Inseln. Ganz oben im Nordosten segelt wir durch die Inselgruppen, unter den sieben Inseln hin, segelt nach Westen, passiren die nordwestlichen Inseln, und suchen in eine der Buchten auf der Westseite zu gelangen, wo die europäischen Schiffahrer, Dänen, Hamburger, Holländer, Engländer, Anker zu werfen pflegen. — Wir wollen die beträchtlichste derselben besuchen.

Die Magdalenenbucht ist so groß, daß sie die ganze Marine von Großbritannien, die größte auf der Erde, in sich aufnehmen könnte, aber wegen der ungeheuer hohen Gebirge, die sie von allen Seiten umgeben, scheint sie nur ganz

*) S. Weylands Abentheuer zu Wasser und zu Lande, Bd. 4. S. 163—199. Beschreibung einer Reise nach Spitzbergen i. J. 1780.

klein zu sehn. Was da ihr den erhabenen Betrachter überrascht, ist die tiefe feierliche Stille, die rings umher herrscht. Nur zuweilen wird sie durch ein, dem Rollen eines fernen Donners ähnliches, Getöse unterbrochen, von ungeheuren Eis- und Felsenstücken verursacht, die, über die Seite der himmelhohen Berge herabrollend, sich ins Meer stürzen.

Von dem Vorgebirge aus und siehe nach abgehend. Wirft man, zehn bis zwölf Stunden von den Inseln entfernt, noch einen Blick zurück; — so täuscht das Augenmaaß ungemein, denn man glaubt sich kaum drei Stunden entfernt. Diese Täuschung entsteht durch die unermeßliche Höhe der Felsengebirge, die vom Schnee bedeckt, und längs dem Meer hin mit Gletschern umgeben sind. Eine andere Wirkung hiervon ist, daß große Hafen wie kleine Teiche, und die größten Schiffe, wenn sie nah an der Küste sind, wie gewöhnliche Kähne aussehn.

Wir segeln weiter, und verlieren nun das bewohnte, nur stellweise besuchte Land völlig aus dem Gesichte. Schnurgerade herab, unter den 70sten Grade der Breite, und 9 Grad 30 Minuten westlicher Länge, treffen wir auf eine kleine Insel, Jan Mayen genannt, die an dem auf ihr liegenden, sehr hohen und steilen, Bärenberge kenntlich ist, welcher die Form eines Zuckerhuts hat, sich in 2 Spitzen endigt, und weithin gesehen werden kann. Da aber, außer ihm und zwei, den Schiffern sehr willkommenen, Ankerplätzen, auf diesem, neun französische Meilen langen und zwei Meilen breiten, Eiland nichts Merkwürdiges zu beobachten ist, so fahren wir daran vorüber, und suchen an einer Insel zu landen, die dem Merkwürdigen, Schönen und Wunderbaren eine so reiche Fülle zur Betrachtung darbietet, daß man oft kaum weiß, wohin man zuerst den erstaunten Blick wenden soll. Die Insel, von welcher ich rede, liegt von Grönland 40 Meilen nach Osten entfernt, dicht unter dem nördlichen Polarkreis.

Als im Jahr 860 der berühmte nordische Seeräuber Naddod hieher verschlagen ward, nannte er die Insel Schneeland, und reizte durch seine Beschreibung derselben den kühnen Schweden Gardar Suafarson, vier Jahre später, zu einem Zug nach ihr. Er landete, und gab der Insel den Namen Gardarsholm. Ihm folgte der berühmteste Seefahrer seiner Zeit, Flocko, der, um die Insel zu finden, Noahs Erfindung benutzte, weil man zu seiner Zeit den leitenden Compaß noch nicht kannte. Von den Faroe-Inseln nahm er nämlich drei Raben mit, und segelte nordwärts. Der erste, den er fliegen ließ, kehrte sogleich zurück, der zweite nach einiger Zeit ebenfalls, der dritte flog nordwärts und kehrte nicht. Flocko, ihm folgend, gelangte glücklich zu der Insel, der er von dem Treibeis, welches das Eismeer in großer Menge dorthin wälzt, den Namen gab, den sie noch heute führt.

Island (Eisland).

Und wirklich sehr mit Recht führt sie diesen Namen. Alljährlich im Januar treibt das Eis mit dem Ostwind an die Küsten des Eilandes; ein schreckliches Getös verkündigt seine Ankunft. Alle Meerbusen und das Meer selbst werden von diesem schwimmenden Verwüster erfüllt. Dies Eis besteht theils aus großen, oft 200 Fuß hohen

Bergen, theils in kleineren Schollen, deren keine jedoch unter 6 Fuß dick ist. Unbeschreiblich ist der Schaden, den sie der Insel bringen: denn schmelzen sie bald, so überschwemmen sie das Land; schmelzen sie nicht, so steigt die Kälte zu einem so hohen Grad, daß Menschen und Thiere erfrieren. Traurigster Anblick, den alsdann das Land darbietet! Ganze Heerden magerer Schaafe und Pferde sieht man, die auf den überschwemmten Feldern kein Futter finden können. Bevor aus der Frost umschleichen, sich eins das andere benagen, und endlich niederfallen. Mit eben so schrecklichem Gefolge, als sie kamen, ziehen im März dann diese Eisschollen wieder fort.

Die besten Beschreibungen von Island haben wir, außer Horrebow und einigen andern, zuletzt dem Uno von Troil, Doktor der Theologie, ein gelehrter Schwede, der im Jahre 1772 eine Reise dahin unternahm. Vorher in den Jahren 1752 bis 1757 machten, außer einigen andern, auf Befehl des Königs von Dänemark, auf Veranstaltung und unter Aufsicht der Societät der Wissenschaften, zwei Gelehrte, Eggert Olafsen und Biarne Povelsen, beide geborne Isländer, theils in Gesellschaft, theils ein jeder vor sich, die Reise durch dies Land, deren Frucht die, mit einer Charte und 25 Kupfertafeln versehene, Reisebeschreibung durch Island ist (2 Thle, übersetzt Koppenhagen und Leipzig 1774. 4.). Olaus Olavius gab eine ökonomische Reise durch Island in den nordwestlichen und nordöstlichen Gegenden heraus, mit 27 Kupfertafeln und einer Charte versehen. Nicht minder reich an interessanten Nachrichten und Bemerkungen, als jene, gewähret die Uebersetzung eines, auf Königl. Dänischen Befehl herausgegebenen, Werkes (Dessau und Leipzig 1787. 4.) ebenfalls eine lehrreiche Lektüre.

Bald werden auch wir in Augenschein nehmen, was alle diese Reisenden zu jenem wunderreichen Lande führen. Gerne wir aber den Fuß zu einer näheren Untersuchung auf den Boden desselben setzen; so dürfte es nothwendig seyn, mit der allgemeinen Eintheilung der Insel uns bekannt zu machen.

Umfang und Bewohner.

Ihr Umfang von 4450 Quadratmeilen ist bedeutend, denn sie steht unter Europa's Inseln Großbritannien am nächsten. Desto kleiner indeß erscheint die, auf 4700 angegebene, Anzahl der Bewohner. Kein Wunder aber, wenn man die Beschaffenheit der Insel bedenkt. Nur auf schmalen Küstenstrichen wirthbar, denn die, aus einer ungeheuern, von Morgen nach Abend sich erstreckenden, Kette von Gebirgen bestehende Insel, in ihrem Innern, wo nur rauhe Sande und Eisberge sich in die Höhe thürmen, an denen auch nicht einmal ein dürres Moos seine kümmerliche Nahrung findet, unmöglich Bewohner einladen. Nimmt man noch hinzu, daß längs den Ufern sich häufig entweder große Moräste, oder steile, vom Feuer ausgebrannte Felsen, und landeinwärts ganze, ein Meilen lange, Strecken von Lava finden, denen man kein Erzeugniß abgewinnt: wie begreiflich wird dann die Unverhältnißmäßigkeit der Bewohner zu dem Meilen-Umfang des Landes!

Eintheilung des Landes.

Man theilt dasselbe in vier Viertel (Fjórdung) ein, welche durch Gebirge von einander geschieden, und nach den vier Weltgegenden benannt werden: (Nordlendinga-Fjórdung, das nördliche, Austfirdinga-Fjórdung, das östliche, Sunnlendinga-Fjórdung, das südliche und Westfirdinga-Fjórdung, das westliche Viertel.) Die auch den Sen Hr begannen, oder die fünf Meilen breiten Thäler sind die Bezirke, worin die Bewohner sich angesiedelt haben, zu welchen Kirchen, Syssel genannt, mehrere kleinere Thäler mit guter Weide gehören. Solcher Syssel zählt es im nördlichen Viertel 4, im östlichen 2, im südlichen 6, und im westlichen 7.

Klima und Boden.

Mehrere Umstände wirken zusammen, um Islands Klima milder, als das von Lappland, zu machen. Vorzüglich ist es die Sonne, welche, vermittelst der Luft, nach Maaßgabe der Lage und Beschaffenheit des Landes, das Klima bewirkt. Je nachdem ihre Strahlen auf ein Land gerade oder schiefer fallen, längere oder kürzere Zeit wirken, wird auch die Luft von ihr stärker oder schwächer erwärmt. In Island sieht man sie in den längsten Tagen des Winters auf der nördlichen Seite kaum eine, auf der südlichen aber drei Stunden lang über dem Horizonte. Begreiflich, daß daher in jener Nähe des Eismeers die Kälte des Winters äusserst streng ist. Da aber nach hier der Sonne den Winter verzögert, und dasselbe Verhältniß im Sommer mit dem Untergang der Sonne, als im Winter mit ihrem Aufgang statt findet; so herrscht auch im Sommer eine eben so große Hitze, als Kälte im Winter. Zwischen Sommer und Winter aber tritt allemal ein kurzer Frühling und Herbst ein.

„Sommer und Winter — sagt Olav — wechseln ordentlich ab. Der Sommer dauert nur gleichsam vier Monate, von der Mitte des Mays bis zur Mitte des Septembers, und ist hinlänglich, dem Viehe hinreichend Futter zu verschaffen. Die Strahlen der Sonne sind desto wirksamer, je kürzer sie fallen, und alles hat ausgeblüht und ist in Saamen geschossen, ehe sie sich hinter den Vorhang der Gebirge verliert. Im Winter deckt Schnee die Erde im Ueberfluß, und zu andern Jahreszeiten fällt ein fruchtbarer Regen. Das Land prangt mit großen Grasländern und schönen Wiesen. Hornvieh, Schaafe und Pferde gedeihen wohl dabei. Selbst die Berge bringen, dem Menschen und Vieh heilsame, Pflanzen hervor. In die Natur ist so wohlthätig gegen dieses Land gewesen, daß fast alle nothwendigen Garten- und Küchengewächse darin fortkommen, und auch Getraide darin wachsen könnte, wenn es regelmäßig behandelt würde. — Und kann man freilich in der Nachbarschaft vom Pol nicht jene entzückenden Gefilde erwarten, wo keine Kälte starr und keine Hitze matt macht, wo ein sanftes Säuseln, gleich einer harmonischen und bezaubernden Musik, das Ohr entzückt, und wo ein klarer Himmel, den nie Wolken trüben, das Auge ergötzt; so ist doch alles Genossene für

einen reichen und nicht gering zu schätzenden Segen Vorrat zu achten."

Inzwischen muß man zu diesem allem, daß unterirdische Feuer, warme Quellen, erwärmte lange Strecken und andere Umstände dieser Art mehr, nicht wenig beitragen, eine größere Fruchtbarkeit des Bodens und größeres Glück der Bewohner zu befördern, wo die Natur nicht selbst andere Hindernisse in den Weg warf. Deren sind freilich nicht wenige. Nicht nur die schon genannten Verheerungen des Treibeises, Ueberschwemmungen, unermeßliche Gegenden, unwirthbare Felsen, sondern, mehr als das alles, die Gletscher, die Lawinen, die Erdbeben, die feuerspeienden Berge mit ihren schrecklichen Verwüstungen sind es, die jenes Land veröden und den Aufenthalt darin furchtbar machen. Die Natur scheint dort vorzüglich die entzweiten Elemente zu Sturm und Kampf zu erwählen, und entsetzlich sind die Erscheinungen, die dadurch hervorgebracht werden.

Olafsen theilt die isländischen Berge, deren Höhe von 300 — 1000 Klaftern geht, in gewöhnliche und ungewöhnliche, und versteht unter den letzten solche, die aus Klippen, Erd- und Steinmassen, wild durch einander geworfen, bestehen. Viele derselben sind Eisberge, in Island Jökulen genannt, welche häufig die Gegend mit Bergfällen bedrohen. Wenn im Sommer, vornehmlich aber im Frühjahr und Herbst, anhaltender Regen fällt, so stürzen mächtige Klippen herab, und bedecken die unten liegenden Ebenen. Der Winter bringt neue Furcht vor den Schneelawinen. Denn hat sich der Schnee auf den Berghöhen sehr angehäuft, so stürzt er durch seine eigene

Island. 1r Bd. 2r Heft.

Schwere herab, und zerstört alles, wohin er trifft. Islands Geschichte ist voll von traurigen Beispielen solcher Ereignisse. So wurden im Jahr 1699 der Priesterhof zu Reinevalle und ein wohlgelegener Bauerhof zur Nachtzeit von einer solchen Lawine zertrümmert, und Menschen und Vieh unter den Trümmern begraben.

Schrecklicher aber wüthet das Feuer, das verheerend aus Bergen und Flächen hervorbricht, und rettungslos um sich her verwüstet, so weit sein Strom sich ergießt. Die, aus geschmolzenen Massen, Steinen und Erden bestehende, Masse, welche sich feurig aus dem Schlunde der Erde ergießt, heißt Lava. Wie kochendes Wasser aus einem Gefäße, so fließt sie aus den Oeffnungen, die sie sich selbst macht, und die Geschwindigkeit des geschmolzenen Stroms ist anfänglich meist so groß, daß er in den ersten Stunden bisweilen zwei Meilen und drüber zurücklegt. Nach und nach, so wie die Masse kälter wird, fließt sie auch langsamer, und wälzt sich endlich nur sehr mühsam, wie ein dicker und zäher Teig, fort. Im Dunkeln zeigt sie sich, so lange sie glühet, wie ein, den Berg herabstürzender, feuriger Glutstrom, am Tage aber, aus der Ferne, bloß in einen weißlichen Rauch gehüllt. Glühende Aschenhaufen, geschmolzene Steine und Kohlen fliegen umher, Flammensäulen fahren in die Höhe, Schwefelgeruch erfüllt die Gegend, und dumpfe Donner brüllen unter der Erde. Denkt euch nun den Zustand der armen Bewohner, wenn Begebenheiten, wie solche, sich ereignen!

Es war im Jahre 1727 den 7. August, als der Prediger Thorlakson zu Sandfell, oder

als er vor dem Altar stand, eine leise Beweglichkeit seiner Füßen fühlte, welche unter der Predigt zu nahm. Ein Greis gieng zu einer Quelle unterhalb des Hofes, und fiel auf seine Kniee. Ich erzittere, sagte er. Wehmuth auch in Acht, es ist Grund in die Erde gekommen. In dem Augenblicke sah der Prediger nach der Kirchthüre, und ihm, wie allen Anwesenden, kam es vor, als ob das ganze Gebäude sich krümmte und zusammenbögte. Man verließ schleunig den Ort. Vor dem Eisberge Kötlu sah man, wie dessen Gipfel, in einer gährenden Bewegung, bald aufzuschwellen, bald wieder zu sinken schien. Tags darauf nahm man nicht nur fortwährend erschreckliche Stöße von Erdbeben, sondern auch fürchterliche, dem Donner gleiche Getöse wahr. Alles, was in den Häusern stand, fiel herab, und es schien nicht anders, als sollte die ganze Gegend mit Häusern und Bergen umgestürzt werden. Der größte Schrecken aber entstand dadurch, daß niemand errathen konnte, woher das Unglück kommen, und nach welcher Gegend hin es sich verbreiten werde. Morgens um 9 Uhr hörte man außerordentlich starke Knalle, und kurz darauf brachen Wasserströme hervor, welche Pferde und alles, was in ihrem Wege lag, mit sich fortrissen. So wie die Wasserstöße vorüber waren, schoß der Eisberg selbst in das Flachfeld hinab, wie wenn man geschmolzenes Metall aus dem Schmelztiegel ausgießt. Hierauf strömte das Wasser auf der östlichen Seite unaufhaltsam hervor, und verheerte alles, was von Grasweiden noch übrig war. Weiber und Kinder brachen in lautes Jammern aus, bestürzt und muthlos zitterten die Männer umher. Nur den Prediger hatte noch Muth und Besinnung. Auf den hohen Abhang eines Berges ließ er seine Familie und seine Leute gehen, ein Zelt aufschlagen, und Nahrungsmittel hinschaffen. Kaum war dieses geschehen, so veränderte sich die Scene. Der Jokul selbst brach aus, einige von den Eisklumpen liefen sehr weit in die See hinein, und die übrigen schoben sich unterhalb des Berges zusammen. Unter beständigem unterirdischen Donner flogen nun Feuer und Asche so dicht in der Luft umher, daß der Tag sich verfinsterte, und nur ein Schimmer von dem Feuer, das aus fünf bis sechs Bergklüften hervorbrach, die Gegend matt erleuchtete. Drei Tage lang dauerte diese Scene des Entsetzens. Kohlschwarz sah die ganze Erdrinde aus, unter freiem Himmel konnte man nicht sicher gehen, weil es glühende Steine zu regnen schien, wogegen manche den Kopf mit Eimern und Wannen bewaffneten. Am vierten ward es erst wieder ein wenig hell, allein der Eisberg gab noch immer Rauch und Flammen von sich. An diesem Tage reisete Thorlaksen nach dem Kirchspiel Sonsell, wo die Gefahr am größten war. Eine gefährliche Reise, denn nur zwischen dem Eisberge und dem ausgebrochenen Jokul ging ein mühsamer Pfad und dort war, das Wasser so heiß, daß die Pferde stets durchzugehen drohten. Jetzt wendete der Reisende den Blick, und sehe, hinter ihm stürzte sich ein Wasserstrom herab, der, wenn er ihn erreicht, ihn fortgerissen hätte. Schnell besonnen rettete er sich und seine Begleiter auf das Eis und entging so der Gefahr. Traurigen Anblick aber bot sich jetzt seinem Auge dar! Fast ganz Sande sah sich in Trümmern, die unglücklichen Bewohner

standen weinend in der Kirche. Zwey Frauenzimmer und ein Knabe hatten sich bei dem ersten Ausbruch auf das Dach des höchsten Hauses zu retten gesucht; ein Wasserstrom aber riß bald das Haus fort, und eins der beklagenswerthen Frauenzimmer fand man nachher im Schlamme wieder, allein ganz verbrannt und so zerfetzt, daß man den mürben Körper kaum anrühren durfte. Die Schaafe waren vertilgt, nur die Kühe hatten sich, wider alles Vermuthen, gerettet, standen aber brüllend bei verdorbenen Heuschobern, weil es mangelte bald an Futter für sie. Die meisten Pferde, welche nicht ins Meer hinaus getrieben waren, fand man ganz zerquetscht. Tag und Nacht brannte das Feuer vom 8ten August bis zum April des folgenden Jahres in dem Berge fort. Die Steine rauchten und anfänglich konnte man sie nicht anrühren. Einige waren ausgebrannt und verkalkt, andere hatten eine schwarze Farbe und viele Löcher bekommen, durch noch andere konnte man hindurchsehen. Zu dem Bergrücken hatte sich Schwefel angesetzt.

Beinahe schrecklicher noch war i. J. 1783 ein Ausbruch im östlichen Viertel. Erdfeuer brachen hervor, geschmolzenes Pech überzog den Boden, schwefelige Ströme flossen aus den Wolken, ein vier Meilen langer Fluß trocknete aus, Lava erfüllte sein Bett, strömte über die Ufer, verheerte alle nahegelegenen Dorfschaften, 11 an der Zahl. Zwölf andere Flüsse waren versiegt, und an dritthalb hundert Menschen fanden ihr schreckliches Grab in den Trümmern. Und weil der Wind die schweflichte Asche fast über das ganze Land verbreitet, und dadurch Luft und Vegetation verderbt hatte, so entstand dadurch im folgenden Jahre eine Menge Krankheiten, und so erschreckliche Hungersnoth, daß einige tausend Menschen des furchtbarsten langsamen Todes starben.

In welcher Gährung muß also nicht dort die Natur seyn! Wie die Erde, so ist auch das Meer daselbst oft in furchtbarer Bewegung, denn noch aus diesem bricht während Feuer hervor, so daß im schrecklichen Kampfe der feindseligen Elemente bald ganze Inseln verschlungen, bald neue aus der Tiefe des Meeres hervorgeworfen werden. Nehmt zu diesen gewaltsamen Erschütterungen der Natur nun noch tobende Orkane, häufige Wirbelwinde, und fragt nun selbst, ob es nicht fast unbegreiflich sey, daß Menschen sich einen solchen Strich der Erde zu ihrem Wohnort erwählen sollten, wo der fürchterliche Zustand ihrer Umgebungen sie jeden Augenblick an ein schauderhaftes Ende erinnert. Demungeachtet wohnen Menschen dort, von der Noth vielleicht dahin getrieben, von den sonstigen Vortheilen der Gegend gelockt und von der Gewohnheit gefesselt. Die Haushaltung der Natur aber ist dort eben so bewundernswürdig, eben so weise vorsorgend, so mild wohlthätig, so nach Ort und Umständen gleich passend, als irgendwo, und wird uns Stoff zu mancher erhebenden Betrachtung geben.

Sechszehnter Abend.

Naturprodukte in Island aus allen drei Reichen.

Bei den Bädern und an den Felsenseiten in Island findet man eine schwarze Dammerde, wen

der welcher an sumpfigen Oertern Moderde liegt, aus verworfenen Kräutern und Eisensand bestehend. Dieser Grund findet man Torf, welcher oft Birkenzweige und größere Stücken Holz enthält, und den Torf folgt bisweilen an Schichten von Thon oder Sand, auf welche endlich grundfeste Klippen folgen. Von eigenthümlichen Erdarten verdienen bemerkt zu werden die sehr feine und etwas fette Erdart, Blikka genannt, von weißlicher Farbe zum Thongeschlechte gehörig. Sie wird von vielen bei Wunden und äußerlichen Schäden theils als Pulver theils als Pflaster zubereitet, mit glücklichem Erfolg gebraucht, und zu dem Ende von weit entlegenen Orten geholt. Vor einigen Jahren gerieth ein Bauer auf den Einfall, sie seinem Gesinde als Butter zu geben, allein man entdeckte den Betrug, und brachte die Sache vor Gericht. — Kuius ist eine Leimart, hellroth wie Mennig, welche an einigen Orten, zur Zeit der Ebbe, in der See ausgegraben, gewaschen, getrocknet, und dann theils [illegible], theils zu Wasserfarben gebraucht wird. Sie ist eisenhaltig, wie die sehr feine andere Erdart Bläafeld, welche Aehnlichkeit mit dem Berliner Blau hat.

Der Steinarten lassen sich in diesem Gebirgsland mancherlei vermuthen, und gewiß würde es einem Mineralogen nicht an Gelegenheit zu Untersuchungen in Island fehlen. Hier mag es genug seyn, folgende als die merkwürdigsten zu nennen. Man findet eine Art grünlichgrauen Speckstein dort, Talgstein (Perlsteine) genannt, weil man aus ihm wie Schnitzformen Steine zu Formen für Korallen macht. Die Untersuchung der Klippen aber bietet den vorzüglichsten Stoff zu Betrachtungen, denn in denselben findet man Kristalle der seltsamsten Art, wovon einige alles, was man durch sie sieht, doppelt vorstellen. Ein Agat, aus einer Art Erdpech bestehend, glänzend, schwarz und ziemlich hart, brennt, wenn er angezündet wird, wie ein Licht. Am besten aber, wir nehmen einige der interessantesten, an Gestalt und Beschaffenheit, selbst in Augenschein. Und zwar Kristallisationen, deren Form und Bau in diesem Gebiete der Natur einen so ergötzenden Anblick gewährt. Hier sind denn einige abgezeichnet.

Tafel 1 Feld B.

(a. b.) Zuerst eine artige Spielart des isländischen Demants, bei dessen erstem Anblick man glaubt, der Kristall sey ein Klumpen Salpeter, aus vielen schmalen parallelen Stücken bestehend.

(c. d. e.) sind Zeolithen, eine, Island eigenthümliche, Steinart. Sie wird meist in hohlen Schattirungen, theils in losen Stücken, theils in festen Klippen, oft auch an der See gefunden. Frisch ist sie mehr oder weniger durchscheinend, meist perlmutterglänzend, verwittert hingegen ist sie undurchsichtig, erdig. Häufig trifft man sie ungeformt, oft nierenförmig, am öftersten kristallisirt. In der Kristallform fällt sie in schönen, langen durchsichtigen Strahlen, die alle zu Einem Punkt in einen Spitzen laufen, und, von oben betrachtet, wie Sterne mit Strahlen aussehen, wovon sie auch ihren Namen Sternstein erhalten haben. Man findet davon verschiedene Spielarten. Die Stücke fallen gewöhnlich klein, weiß, rein und glänzend, sind sehr dicht, und so hart, daß man mit dem Spitzen,

ziemlich hartes Holz durchbohren kann. Uebrigens ist der Zeolit hart, giebt Funken, schmelzt leicht über Feuer und giebt ein weisses Glas. Mit Scheidewasser gähret er nicht, löst sich aber nach Verlauf einiger Stunden auf, und giebt eine, dem geschlagenen Eiweiß gleiche Masse. Es fragt sich, ob er sich nicht zu Porcellain brauchen liesse.

f. Einen der sonderbarsten Zusammensetzungen, von welchen ich aber bei dem Reisenden, der sie abbilden ließ, Olaffen nämlich, nichts weiter gefunden habe, als seinen unbekannten Namen Filegrannstein. Ich halte ihn für einen Rogenstein. So nennt man diejenigen Steine, welche aus kleinen, dem Fischrogen ähnlichen, Körnern zusammengesetzt sind. Filegran aber bedeutet nichts anders, als: aus vielen Körnern bestehend. Die Rogensteine sind Produkte des Tuffwassers, welches wir in einem der nächsten Abende näher werden kennen lernen. — Bis wir von diesem Steine nähere Kenntniß erlangen, wollen wir ihn einstweilen als ein schönes Spiel der Natur betrachten, und uns an seiner Form ergötzen.

g. zeigt uns eine Art pyramidenförmig krystallisirten Gypses, den sogenannten Schneidesandstein (Streifsandstein), der diesen Namen erhielt, weil er sich leicht stoßen läßt, und sein glänzendes Pulver zu Streusand gebraucht wird. Er ist bleichweiß, und die Krystallen weich und brüchig.

Als Seltenheit verdienen die Gespenster- und Natur-Steine eine Erwähnung. Jene, welche man auf Klippen findet, sind auswärtig schwarz, und mit der Klippe von gleicher Steinart. Zeigt man sie nach heißen Tagen und Sonnenschein in die Häuser, so leuchten sie. Die Naturkundige weiß, daß diese Eigenschaft mehreren Steinen zukommt, der gemeine Mann, der etwas Uebernatürliches darin zu sehen glaubte, gab ihnen um ihretwillen jenen Namen. — Doch auch den Natursteinen traut er übernatürliche Kräfte zu, und hält sie um derentwillen so hoch, daß sie vom Geschlecht zu Geschlecht forterben. Man findet auf ihnen häufig Adern und Flecken, welche besondere Figuren bilden, und könnte sie daher Bildersteine nennen. Olaffen sah einen mit der Zeichnung eines Todtenkopfs, einige zeigen Köpfe und andere Theile von Menschen und Thieren, mit Auge, Mund, Nase, Brust, andere sehen aus wie Fischrogen, noch andere, als wären sie mit geblümten Bändern umwunden. Kein Wunder also, daß sie der Einbildungskraft zum Spiele dienen.

Zu den Erd- und Steinarten, welche die vulkanischen Ausbrüche bewirken, gehört die Lava und die Erdschlacken, deren jene in den Vulkanen selbst, diese in andern Erdhöhlen entstehen, und ein Gemisch von theils geschmolzenen, theils von verschlackten Fossilien sind. Nach der Verschiedenheit dieser Fossilien ist ihre Farbe, ihr Gewicht und Gehalt verschieden. Die Isländer nennen diese geschmolzene Steinart Hraun, das ist Ruin. Ganze Striche von Klippen sind unordentlich davon zusammengehäuft. Die flachen Lagen machen verschlacktes Land.

Der Basalt gehört unstreitig auch hieher, und die, aus ihm in Island entstandenen, sogenannten Riesenberge (Tröllahlaud) gewähren, durch ihre schöne Zusammenfügung, einen äußerst

Google

interessanten Anblick. Sie liegen, ½ bis 1 Fuß dick, in horizontaler Lage so dicht auf einander, als wären sie zugehauen, und von Menschen auf einander gepaßt. Sie sind gleichsam zu beiden Enden abgeschnitten, von 8 bis 12 Fuß lang. Diese Gebäude der Natur sehen aus wie lange Mauerwände, und erstrecken sich meilenlang durch ganze Berge, ja man sieht sie weit in der See auf Inseln und Scheeren. Wo solche Querwälle über einen Fluß gehen, nennt man sie Steinbrücken, und bedient sich auch ihrer, die sonst die lockeren Felsen zusammenhalten, als Brücken. Riesen, so erzählt die Fabel, haben sie einst erbaut.

Von Mineralien in Island findet man Schwefel. Salzquellen oder Gruben sind nicht bekannt, allein am Fuße von Vulkanen hat man doch Salz gefunden, und kocht sonst welches aus Seewasser. Daß die isländischen Berge Eisen-, Kupfer- und Silbererz enthalten, davon hat man zuverlässige Spuren und Proben. Auch hat man Spuren von Steinkohlen. Der Versteinerungen finden sich viele, besonders rußartige, keine aber unstreitig denkwürdiger und ersprießlicher für Island, als der Surtarbrand (Surturbrandur), ein von Mineralsäure durchdrungenes und versteinertes Holz, das sich in großen Lagen zusammengepreßt findet. Es muß ehedem an den Stellen, wo man es trifft, viel Waldung gewesen seyn, denn Astlöcher, Knospen, Zweige und Blätter zeigen deutlich, daß der Surtarbrand einst wirkliches Holz gewesen.

Dieser einst so beträchtliche Vorrath von Holz aber deutet auf große Revolutionen hin, welche mit diesem, jetzt so holzarmen, Lande müssen vorgegangen seyn. Nur hin und wieder findet sich ein mäßiger Wald, allein die Bäume sind zwergartig, und selbst die Tanne, dies Pflegekind des Nordens, will nicht gedeihen. Außer dem Surtarbrand und dem Torf ersetzt auch den Isländern das Treibholz den Mangel der Waldung. Kein Unglück in der ganzen Natur ohne Glück! So bringen die Wellen den Isländern nicht nur Eis, sondern spülen auch Holz an die Küste, besonders Tannen, Fichten, Weiden, Birken, Wachholder- und Kirschenbäume.

Reich hingegen ist Island, in seinen wirthbaren Bezirken, an Gras, das eben so schnell und hoch wächst, und den Heerden treffliche Weidung bietet. Eben so wenig ist Mangel an gesunden und nutzbaren Kräutern. Vor allen aber gedenken wir des heilsamen, auch unter uns hinlänglich bekannten, isländischen Mooses, welches am häufigsten auf steinigen Bergstrecken wächst, wo es im Sommer aufgesucht wird, vornehmlich zur Regenzeit, weil es in der trocknen zu leicht dürre wird, und sich zerbröckelt. Es hat keinen Geruch, aber einen bittern zusammenziehenden Geschmack, und auf dieser Bitterkeit beruht seine kurirende Kraft. Benimmt man sie aber durch Kochen mit Wasser, so bleibt es blos stärkend und nahrhaft. Unsere Aerzte verordnen es in der Schwindsucht und Auszehrung, als ein stärkendes und leicht verdauliches Nahrungsmittel. Andere Flechtenarten werden ebenfalls gesammelt. Außer diesen zählt man 543 in Island wildwachsender Pflanzenarten, worunter Löffelkraut, Sauerampfer, Angelika, Sauergras, Heidelbeeren, Krähen- Wachholder-, Erd- und Kram-Beeren die gesuchtesten sind. Gartengewächse werden bis jetzt

nur wenig gebaut, und nicht alle Arten gedeihen. Einige Kohlarten, Salat, Rettig, weiße Rüben allein kommen fort. Mit den Versuchen des Getraidebaues ist man in neuern Zeiten nicht glücklich gewesen.

Mit diesem Reiche der Vegetation steht das Reich der Thiere in einem treffenden Verhältniß. Außer braunen und weißen Füchsen findet man in Island keine wilden Thiere, wenn nicht bisweilen das grönländische Treibeis einen Eisbär auf die Insel führt, der jedoch daselbst bald seinen Tod findet. Zu verwundern ist es, daß es bis zum Jahr 1771 keine Rennthiere daselbst gab, ungeachtet sich nicht nur das Rennthiermoos auf den Landstrecken sehr häufig, sondern auch die Pflanzen, welche ihr gutes Sommerfutter dienen, in Menge finden. In jenem Jahre wurden erst welche aus Norwegen dahin gebracht.

Dagegen findet man Pferde, Rinder und Schafe. Wie das Klima alle Organisationen zusammendrückt, so auch die Pferde, die in Island sehr klein, aber stark und munter sind. Im Sommer und Winter bleiben sie (die Reitpferde ausgenommen) unter freiem Himmel, und suchen sich im Winter ihre Nahrung unter Schnee und Eis hervor. Braucht man sie, so werden sie aus der Wildniß eingefangen, wo denn jeder die seinigen an einem besondern Zeichen erkennt. An den isländischen Pferden rühmt man einen äußerst feinen Instinkt. In den dunkelsten Nächten, bei Schnee, Sturm und Regen, wo man keine Bahn mehr erblickt, überläßt der Reuter sich getrost seinem Pferde, das ihn ungefährdet über Klippen, Felsenwege und wilde Thäler nach Hause bringt. Kommt es an gefährliche Stellen, Moräste und dgl., so beriechen sie erst den Boden, und sind durchaus, wenn Gefahr vorhanden ist, nicht darüber zu bringen. Wohl dem Reuter, der diese ihre Warnung nicht verschmähte, denn Beyspiele haben gezeigt, daß, wenn man ein Pferd zwang hinein zu gehen, dasselbe gewöhnlich einsank. Zugleich sind diese Pferde sehr gute Schwimmer, und zeigen auch hier die größte Behutsamkeit. Wenn sie in Triebsand gerathen; so werfen sie sich auf die Kniee, damit sie nicht einsinken, und das Wasser sie fortträgt. Schwimmen sie über einen reissenden Strom, so legen sie sich, den Rücken gegen den Strom gekehrt, auf die Seite, damit die Strom unter ihnen wegstreicht, und sie mit den Füßen desto besser dagegen arbeiten können.

Auch die Rinder weiden meist wild auf den Gebirgen oder am Seestrand, wo sie, zur Zeit der Ebbe, den angespülten Seegräsern nachlauren. Zum Theil haben in Island die Rinder keine Hörner.

Dagegen zeichnet sich aber das isländische Schaaf durch Hörner aus. Es hat bisweilen von drei bis zu acht Hörnern von verschiedener Stellung und Windung, die Ohren stehen gerade, der Schwanz ist klein. Auch sein Haar unterscheidet es von andern Schaafen, denn es hat nur wenig Wolle, aber welche längere glatte Haare, denen der Ziegen ähnlich, herabfallen fürwahr eine, für jenes Klima sehr vortheilhafte Einrichtung, indem diese langen Haare das Thier nicht nur gegen der Kälte schützen, sondern auch der häufige Regen

leichter davon abläßt. Die Wolle, deren ein gutes Schaaf wenigstens 4 Pfunde giebt, wird den Thieren nicht abgeschoren, sondern — sie verlieren jedesmal im Frühling ihren ganzen Pelz von selbst, und unter dem alten Pelze, den man ihnen abzieht, wächst schon ein neuer hervor. — Auch die Schaafe (die milchenden ausgenommen, wie bei den Kühen) kommen das ganze Jahr nicht nach Hause, und werden im Winter meist zu Hölen getrieben, deren die Vulkanen dort viele bereitet haben. Fällt ein starker Nebel oder Schneegestöber ein, daß auch der vorsichtigste Hirt die Heerde zu verlieren geräth, so sind es die dort unentbehrlichen Leithämmel, welche oft den Untergang verhüten. Diese Thiere empfinden die Verschlimmerung der Witterung voraus, und geben dadurch das Zeichen, es sey Zeit zur Rückkehr. Sie kehren auch selbst um, und man thut immer gut, ihnen zu folgen. Fällt nun aber das schlimme Wetter doch ein, so ist man sicher, sie an der Spitze, den rechten Weg nicht zu verfehlen. Sie brechen durch den tiefsten Schnee, und tragen denselben, wenn sie gegen den Wind gehen, mit den Hinterfüßen vor den Augen weg. Für alle diese wohlthätigen Dienste des Thieres bezeigen sich aber die Isländer noch erkenntlich, denn nie wird ein solcher Leithammel geschlachtet, und am Ende seines Lebens (er wird oft 15 Jahr alt), wenn er die Zähne verlohren hat, besonders gefüttert und gepflegt. Nichts destoweniger aber geht manche Heerde zu Grunde: denn, wenn ein zu starker Schnee fällt, so stellen sich die Schaafe Heerdenweise auf einen Haufen, streken die Köpfe zusammen, und werden ganz mit Schnee bedeckt, frieren auch wohl gar ein, daß sie sich selbst nicht helfen können, bis sie aufgesucht und gerettet werden, wofern die Last des Schnees sie noch nicht erdrückt hat. Müssen sie mehrere Tage unter dem Schnee zubringen, denn fressen sie einander vor Hunger die Wolle ab, wovon sie aber krank werden.

Ziegen giebt es hier nur wenige, Schweine gar nicht, Katzen und Hunde in sehr geringer Anzahl. Die isländischen Hunde gehören zu der Klasse der Spitze oder Pommer (le chien-loup), und zeichnen sich durch eine feine Wolle unter den obern Stachelhaaren an der Schnautze aus, wodurch die Natur selbst diesen sonst unbehaarten Theil gegen die Strenge des Klima scheint beschützen zu wollen.

Von den Seehunden ist nichts besonders zu sagen.

Reicher, als an Quadrupeden, scheint Island an Vögeln zu seyn, obschon nicht an zahmen, denn zahme Hühner, Enten und andere sind wenig vorhanden. Dagegen aber wilde Enten, Gänse, Schwäne, Pelikane, von allen mehrere Arten. Unter diesen allen aber ist zweifelsohne die Eidergans der merkwürdigste Vogel, und ich will von ihr das Interessanteste erzählen.

Die Eidergans legt zu Anfang des Julius 4 — 6 Eier von grünlicher Farbe, zuweilen bloß mit einem grauen Ring um die Mitte. Wenn man mehrere Eier in einem Neste findet, so sind gewöhnlich zwei Vögel beisammen, welche im Brüten abwechseln, oft auch zusammen auf dem Neste sitzen. Weil man ihnen die Eier meist wegnimmt; so brauchen sie die Vorsicht, dieselben an

mehrere Stellen zu legen und stößt daher nicht den Nester. Die Zeit des Brütens dauert 6 — 7 Wochen, während dieser Zeit beraubt man sie öfters der Eier. Ist die Brütende zahm, so blickt sie täglich nach dem Räuber hin, ruft einige Male Kae-kae-kar, kriecht alsdann in das leere Nest, und bleibt ohne Zeichen [illegible] stehen. Ist sie wild, so springt sie mit lautem Geschrei aus dem Neste, fliegt gerade auf den Räuber, und hackt mit dem Schnabel auf ihn los. Entfernt sich eine solche Brütende vom Neste, um Futter zu suchen, so bedeckt sie vorher das Nest so, daß die Eier unter Federn, Gras und Moos ganz warm liegen. Sobald die Jungen aus der Schale hervorgebrochen und trocken geworden sind, wozu es gewöhnlich nur einer Stunde bedarf, zieht die Mutter mit ihnen nach der See. Sie läuft voran, die Jungen folgen ihr. Kommen sie an die See; so nimmt sie dieselben auf den Rücken, schwimmt mit ihnen eine Strecke weit hinaus, und taucht sie unter. Nun müssen die Jungen versuchen, sich selbst zu helfen. Von der Zeit an kommen sie nicht aufs Trockene, sondern suchen sich nur auf den nassen, mit Meergras bewachsenen, Scheeren, wo sie von kleinen Muscheln und Seeschnecken, Insekten und Seegewächsen leben. Das Männchen, welches, während der Brützeit, um das Ufer Wache hielt, entfernt sich jetzt in weit entlegne Oerter, die Mutter aber hält die Liebe bei ihren Jungen zurück.

Die Farbe der Jungen ist im ersten Jahre mäusegrau, und wird im zweiten dunkler. In dieser Zeit erst sind die Flügel derselben so groß gewachsen, daß sie fliegen können. Im dritten Jahre wird das Männchen schwarz, besonders an der Brust, und an der Stirne, wo es nachher weiß wird, zeigen sich weiße Flecken. Vor seinem fünften Jahre ist der Vogel nicht völlig erwachsen, kann also, nach der Regel, daß das Alter eines Geschöpfs siebenmal so lang als sein Wachsthum dauert, 35 Jahre alt werden. Was die Isländer von einem mehr als hundertjährigen Alter derselben sagen, ist unstreitig eine Fabel. Zuverlässige Nachricht hat man nur davon, daß ein Paar Vögel zwanzig Jahre hindurch dasselbe Nest besuchte, im 20sten Jahre ganz weiß war, und im folgenden ausblieb.

An diesem Vogel sind die Flaumfedern, Dunen genannt, sehr schätzbar. Sie kommen nur vom Weibchen, und sind von zweierlei Art, Meergras (Tang-Dunen), und Brust-Flaumfedern (Brust-Dunen). Die ersten sind die schwersten am Gewichte, aber am leichtesten zu reinigen, und müssen wohl getrocknet werden, weil sie eine faulige Feuchtigkeit bei sich haben, weil der Vogel sein Nest, dicht an der See, auf die aufgeworfenen Meergrashaufen legt. Ein Nest von [illegible] Eiderdunen von mittelmäßiger Größe kann den sechsten Theil eines Pfundes reiner Flaumfedern geben, und von einem Pfund ausgesuchten Meergras die besten Art kann man ein halbes Pfund reine Flaumfedern erhalten. Ein Vogel giebt überhaupt in seinen drei Nestern ein halbes Pfund.

Von den Schwänen wird erinnert, daß ihr Gesang, wenn sie in langen und dunkeln Wintern nächtlich Heerdenweise die Luft durchstreichen, ungemein angenehm zu hören, und daß ihre Töne den

Tönen der Vögel ähnlich sehen. Der Schwanengesang bedeutet meist Thauwetter, welches einen oder etliche Tage darauf einzutreten pflegt. Es singt nur einer auf einmal, und zwischen dem Laute eines jeden verfließt eine kurze Zeit, daß es scheint, als ob sie einander antworteten.

Von den Tauchern (Colymbus) giebt es hier ebenfalls mehrere Arten, wovon die größte von den Isländern Himbrymi genannt wird. (Taf. 1. B. 2.) Taucher heißen diese Vögel, weil sie unter das Wasser tauchen, um sich ihre Nahrung zu suchen, und ihr ganzer Bau ist dazu eingerichtet, daß sie tief und lange unter dem Wasser herumschwimmen können. Weil ihre Füße sehr weit nach dem Schwanze zu stehen, müssen sie, wenn sie auf das Land kommen, was aber äußerst selten geschieht, ganz aufrecht gehen. Dieser ist oben schwarz, mit weißen Vierecken gezeichnet, unten weiß, die Kehle ist ebenfalls schwarz, mit weißen Ringen.

Merkwürdig ist noch außer dieser Art der äußerst seltne Haubentaucher (Colymbus cristatus), von den Isländern Sef-Ond genannt (Taf. 1. B. 7.), weil sie ihn zu den Enten rechnen, da er doch weit schicklicher den Tauchern gezählt wird. Er hat einen spitzen Schnabel, von aschgrauer Farbe, wie die Beine. Die drei Vorderzehen haben breite und dicke Lappen mit kleinen Ringen; die sehr kleine Hinterzehe hat einen breiten Lappen und keine Klaue. Die Farbe der Federn am Halse ist etwas dunkler als der Rücken. Die vordere Seite des Halses ist gelbroth, wie um die Augen; die Lenden sind roth und die Nasenlöcher durchsichtig. Man sieht ihn an den felsigen Seen, sein Nest baut er im dem Schilfe auf dem Wasser.

Der Alken finden sich ebenfalls mehrere Arten. Die Alken, (Taf. 1. B. 9.) von der Größe einer Gans, haben sehr kurze Flügel, und, da sie sehr fett sind, einen äußerst schweren Flug. Deshalb würden auch die Jungen schwerlich unbeschädigt aus ihren hohen Felsenwänden kommen, hätten sie nicht den Beistand der alten. Diese aber bringen ihnen, sobald sie Flügel erhalten, kein Futter mehr, suchen sie aber durch allerhand Geberden aus dem Neste zu locken, und endlich treibt sie der Hunger, sich auf den äußersten Rand der Klippe zu wagen. Jetzt nehmen die Alten, welche beständig um sie herflattern, den Augenblick wahr, in welchem sie sich über den Berg hinaus wagen, und fliegen, so dicht neben einander, daß sich die Spitzen ihrer Schwungfedern berühren, unter sie. So findet nun der Kopf der Jungen eine Stütze an den zusammenstoßenden Flügeln der Alten, welche sich wenig bewegen, und nur allmählig sich herablassen. Kommen sie nun auf das Wasser, so finden sie dies gewöhnlich ganz mit Alken bedeckt, welche sie mit großem Geschrei empfangen, und verhindern, daß der junge Vogel nicht sogleich ins Wasser stürzt. Dieser erhält nun sein Plätzchen zwischen ihnen, und wird hier gleichsam wieder bei seinen ersten Versuchen in der Schwimmkunst angeleitet. — Das Meer ist das Element, worin sie leben; entfernt von diesem gehen sie sich ungemein dumm, und werden sehr leicht von den Landbewohnern gefangen, zumal da sie oft, wenn das Treibeis sie, dem Meere zu versuchen,

gleichsam das Fliegens vergessen und zu Fuße nach dem innern Lande ziehen. Bringt ihnen aber ein solcher Unglücksfall nicht einen schnellen Tod, so erreichen sie ein hohes Alter.

Die bewundernswürdigste Art ist aber der Lund (Alca arctica), dem die Isländer, theils seines Singens, theils seiner Farbe wegen, den Namen Puckt oder Prediger, andere aber wegen der Gestalt des Schnabels, und weil er so geschmeidig den Hals dreht, Papageytaucher gegeben haben. Ihre Nester zum Brüten machen sie in Erdhölen, denen der Kaninchen gleich, tiefe und krumme Gänge, wovon, ½ Elle im Durchschnitt und drei Ellen in der Länge, welche der Vogel mit seinem starken Schnabel und Klauen gräbt. Wenn er seine Höle zu erweitern beschäftigt ist; so legt er sich auf den Rücken. So tapfer er seine Jungen zu vertheidigen pflegt, so leicht verläßt er sie doch, wenn er die Eier zu spät gelegt hat. Kommt dann seine Zugzeit, so zieht er fort, und läßt die Jungen liegen, die dann verhungern müssen. Ihn selbst aber erwartet oft ein trauriges Schicksal. Kommt er nämlich aufs Land oder in die Mitte einer Insel, so wird er so verwirrt, daß er weder gehen noch fliegen kann, sondern auf dem Gras kriecht und sich mit den Füßen fortarbeitet. Begegnet ihm dann ein Mensch, so sieht er ihn starr an, und sperrt den Schnabel auf. Fände er nachher auch eine See, und führte man ihn dahin, so kann er doch jetzt weder mehr fliegen noch untertauchen, sondern hilft sich bloß mit den Flügeln vorwärts. Nicht weniger sonderbar ist es, daß es niemals einen auf gewisse Inseln oder Scheeren giebt, ungeachtet sie auf den benachbarten wohnen. Verirrt sich ja einer, oder setzt man absichtlich einen dahin, so wird er gleich niedergeschlagen, und stirbt gewöhnlich nach 24 Stunden, geht aber, wenn er ja länger lebt, doch nicht weg, sondern stirbt vor Hunger. Der Grund ist wahrscheinlich, weil sie die Ausdünstungen daselbst nicht vertragen können, und davon betäubt werden.

Mehrere Alken- und Taucher-Arten nennt man in Island, weil sie an hohen Klippen sich in unzähliger Menge befinden, Bergvögel (auch bisweilen Schwarzvögel), und hievon werde ich zu einer andern Zeit Euch äußerst interessante Dinge erzählen.

Unter den mancherlei Mövenarten (Larus) in Island zeichnet sich, durch Größe und andern Eigenschaften, vorzüglich die Mantelmöve (Larus marinus) aus, ein eben so starker als mächtiger Vogel. Er legt seine Eier auf hohen felsigen Inseln, und vertheidigt seine Jungen tapfer selbst gegen die größten Raubvögel. Seine Nahrung besteht in Fischen, und selbst den Lachs scheut er nicht. Wenn er diesen angreift, so hackt er ihm zuerst das Band entzwei, welches die Flossfedern mit dem Bauche verbindet, wodurch der Fisch seine Bewegung und Kraft verliert. Mangelt es der Möve aber an Nahrung in der Zeit; so wagt sie sich an junge Lämmer.

Von den Meerschwalben (Sterna) zeichnen sich die gemeine Meerschwalbe, Kria (Sterna hirundo) und der Strandläufer, Kiuneo, aus, welcher letztere weniger zu den Möven, wozu ihn Linné rechnet, als zu den Meerschwalben zu gehören scheint. Der erstere

dieser Vögel, welcher zu Anfang des Februars in Island ankommt, und bis zur Mitte des Septembers bleibt, bringt, so gefährlich er in mancher Hinsicht ist, doch nicht geringen Vortheil. Nur von der Größe einer Drossel, ist er doch so kühn, daß er auf jeden Verfolger ungescheut los schießt. Wie ein Pfeil dringt sein spitziger Schnabel ein, und verwundet selbst einen Mann, der eine doppelte Mütze auf hat, so stark, daß ihm das Blut vom Kopfe läuft. Den Schäfern zur Brutzeit sind sie daher, in Gegenden, wo viele derselben ihre Nester haben, unerträgliche Nachbarn, und jene sehen sich genöthigt, wenn sie von ihnen beunruhigt werden, ein Messer oder die Sense über den Kopf zu halten, woran sie sich spießen. Eben so feindselig sind sie aber den Raubvögeln auch, und da sie sich zu Hunderten vereinigen, muß selbst der Adler ihnen weichen. Weil sie nun aber auf diese Weise die Gegend von Raubvögeln reinigen, sind sie der Eidergans, mit welcher sie zusammenwohnen, eine Schutzwehr, und bringen insofern, zumal diese vor ihnen völlig sicher ist, mannichfaltigen Vortheil.

An dem Strandjäger aber haben sie ihren Feind, wie er denn auch der schlimmste Feind der Eidergans ist. Er ist sehr stark, besonders im Schwung der Flügel. Kommt ein Mensch seinem Neste zu nahe, so bekommt er einen solchen Schlag am Kopfe, daß er beinahe davon umfällt, und Hunde, wenn sie von ihm geschlagen werden, schreien jämmerlich. Die Eidergans verjagt er von dem Neste, und frißt die Eier, greift junge Lämmer an und schlägt sie todt, verfolgt aber am meisten die Lunde und Krikas. Wenn ersterer, den Schnabel voll Häringe, nach Hause zu seinen Jungen fliegt, so paßt er ihm auf und verfolgt ihn. Ist er ihm nahe gekommen, so fährt er aus allen Kräften auf ihn herunter, so daß der Lund ins Wasser fällt, und bei diesem Schrecken seine Beute fahren läßt, welche er bald wieder sammelt. Sonst kann er nichts aus der See fangen, als was oben auf dem Wasser schwimmt, denn er taucht sich nicht unter, sondern schießt nur bis an die Flügel ins Wasser hinein. Feindseliger als den Lund verfolgt er den Krike. Wenn er merkt, daß dieser, dem die kleinen Häringe zur Nahrung dienen, auf der Fischerei gewesen, und eine gute Mahlzeit gehalten hat, so fängt er Krieg mit ihm an. Zwar kann er ihn, wenn jener ihn bei Zeiten erblickt, nicht wohl einholen, allein da er stärker ist, und sein Flug länger aushält, so hört er nicht auf, ihn zu verfolgen, bis dieser, um der starken Bewegung, den halb verdauten Fisch wieder von sich geben muß, welcher für ihn denn eine leckere Mahlzeit wird. So verfolgt er einen nach dem andern, bis er völlig gesättigt ist. Das Fleisch dieses Vogels ähnelt dem Taubenfleische.

Außer allen diesen Vögeln giebt es in Island noch mancherlei Arten von **Sperlingen, Dohlen, Raben, Falken** und **Adler**. Der Adler ist hier allgemein und sehr bekannt. Den Lämmern thut er großen Schaden, raubt junge Seehunde, fängt Lachse, Enten und kleinere Vögel, bisweilen aber nimmt er auch mit Aas vorlieb. Weil der Unterschied der Farbe, nach dem Alter, bei ihnen so groß ist, haben einige geglaubt, es seyen mehrere Arten vorhan-

ben, man findet aber nur eine einzige Art. Es sind auch die verschiedenfarbigen Falken nur Abänderungen einer und derselben Art. Das Weibchen ist größer als das Männchen. Sie nähren sich von Schnepfen und Seevögeln.

Von allen diesen Vögeln ist aber doch der Rabe, hier etwas größer, als bei uns, der schädlichste. Er beunruhigt die Eidergans, und jagt sie aus dem Neste, um die Eier zu erhalten, was von er eins nach dem andern zerhackt, bis er gesättigt ist. Das Uebrige verscharrt er im Moose, und zwar nur ein Ei an jedem Orte. Eben so gefährlich ist er den Schaafen, denen er auflauert, wenn sie gebähren wollen, wo er dann den Neugebornen die Augen aushackt. Ist ein Pferd verwundet, so hackt er das Fleisch um die Wunde auf, und das arme geplagte Thier weiß sich seines Feindes nicht anders zu entledigen, als daß es sich niederwirft und herumwälzt. Sonderbar ist es, daß sie sich zu Anfange des Winters in gewisser Anzahl zu jedem Hause gesellen, und daselbst den Winter über bleiben. Kommt während der Zeit ein fremder Rabe unter ihnen an, so wird er mit vereinigten Kräften vertrieben, gleichsam als übten sie hier das Hausrecht.

Siebenzehnter Abend.

Heute wir verlassen wir das Land, um in dem Meere um Island und den vielen Buchten Bekanntschaft mit den Fischen und Seethieren zu machen. Einen großen Reichthum legte die Natur auch für den Isländer in das Meer, denn es wimmelt von Fischen aller Art. Nicht nur findet man mehrere Arten von Wallfischen, sondern auch von Hayfischen und Robben, und überdieß Dorsche, Häringe, Kabliaus, Karpfen und Schollen, so wie in dem süßen Gewässer Aale, Forellen und Lachse. Mit allen diesen Arten genauere Bekanntschaft zu machen, würde jetzt überflüssig seyn, und wir beschränken uns deshalb auf einige der seltneren von denselben.

Unter diese Anzahl gehört gewiß eine Gattung aus der Ordnung der Kahlbäuche (Apodes, die gar keine Bauchflossen haben), der Steinbeißer (Anarrhichas) nämlich, wovon sich hier zwei Arten befinden, der Seewolf (Anarrhichas lupus) und der Hlyre (Anarrh. minor), zu der Familie der Degenfische gehörig, weil sie einen langen spitz zulaufenden Körper haben. Der letztere (s. Taf. 1 B. 13) unterscheidet sich von dem ersteren durch schwarze runde Flecken, mit denen sein ganzer Rücken bedeckt ist, und durch seine Zähne. Die Backenzähne sind schmal, spitzig und hart, bei jenem gelb und hornartig, und stehen auch nicht, wie bei jenem in zwei Reihen, sondern unordentlich; die Schneidezähne sind bei dem Hlyren fest, bei jenem aber los und wackelnd. Unten und oben im Schlunde hat er drei tiefe Reihen Zähne, welche jenem mangeln, ist feiner im Fleische, und giebt eine angenehme Speise, wird aber seltener gefangen. Sein Name schon zeigt seine Raubnatur an, und in der That packt er wüthend mit seinen Zähnen an. Die sogenannten Krötensteine (Bufoniten), die man sonst, in Gold eingefaßt,

an den Fingern trug, hält man für versteinerte Zähne dieses Seewolfs.

Kommt der Seeteufel im Frühling ans Land, so ist er mager, wird aber bald fett von der Menge Muscheln, die er noch am Ufer findet, und wozu er wohl starker Zähne bedarf. Sein großer hervorragender Magen ist dann immer mit zermalmten Muscheln ganz angefüllt. Fangen die Fischer einen; so werfen sie diesen Magen gleich ins Wasser, weswegen sich viele Fische dieser Art dort hin ziehen, wo der Fang geschiehet, der, da der große Rückknorpel des Fisches, ungemein erheblich ist. Seine Backenzähne lassen sich stärken und schön poliren, das starke und schöne Fell kann zu allerhand Ueberzügen gebraucht werden, sein Fleisch giebt eine nicht unschmackhafte Speise, und seine Galle hat eine seltsame Wirkung, so daß verletzt wollenes Zeug davon sehr rein wird.

Zunächst diesem Fische verdient ein Roche genannt zu werden, Tindaskata genannt (Raja clavata, Taf. 1. B. 10), aus der Ordnung der Knorpelfische, welche sich von den andern dadurch auszeichnen, daß sie knorplichte Gräten, einen zusammengedrückten Leib, der fast viereckicht ist, und das Maul auf der Unterseite des Kopfes haben. Die Augen sind zur Hälfte mit einer Haut überzogen, und der Schwanz endigt sich in zwei wie Stacheln besetzten Spitzen. Ungeachtet die Rochen nur ein Ei auf einmal legen, vermehren sie sich doch so stark, daß das Meer in manchen Gegenden davon wimmelt. Die Eier haben eine hornichte Schaale mit vier Spitzen, und heißen Seemäuse. Olassen ließ ein solches völlig ausgewachsenes Ei kochen, und fand in demselben eine Materie, die dem Gelben des Eies an Geschmack und Ansehen vollkommen gleich, nur etwas ölartiger war. Der Fisch nährt sich in der Tiefe des Meeres von Krebsen, Muscheln und Fischen, er hat nur einen Darm, der, bis auf eine kleine Krümmung unterhalb der Oeffnung des Magens, ganz gerade liegt, und mit sieben Falten verschlossen ist. Sein Fleisch giebt eine nicht unschmackhafte Nahrung.

Sonder Zweifel giebt es in Island noch mehrere Fischarten, denn es sind viele fischreiche Seen da, in denen die Einwohner, theils der Gefahr, theils einer Sage wegen, daß giftige Fische darin seyn, niemals fischen. So haben sie nur einen gefabelt, der sich, wie eine Schlange, um die Beine der Menschen und des Viehes, wenn sie ins Wasser treten, schlingen, und durch seinen Biß das Bein zerbrechen soll. Einige Meerbusen besuche man aus Aberglauben nicht, weil sie der Aufenthalt von Hexen und Ungeheuern seyn sollen, die den Fischer tödten.

Außer den Fischen bietet die See dort noch eine Menge Conchylien oder Schaalthiere und Meerschnecken, doch der ersteren mehr als der letzteren, dar. Auch im süßen Wasser und auf dem Lande findet man deren, und Olassen zählt im Allgemeinen an 100 Arten auf, und glaubt, daß sich deren noch mehrere finden. Unstreitig müssen ihrer auch in großer Anzahl vorhanden seyn, weil sie den meisten der dort befindlichen Fische und Seevögel zur Nahrung dienen, denn überall in der ganzen Natur ist eins aufs andere be-

rechten, und nirgends herrscht Unverhältnißmäßigkeit zwischen den Geschöpfen und ihren Nahrungsmitteln. Manche jener Thierschnecken werden auch von Menschen gegessen.

Bekanntlich theilt man die wurmartige Ordnung der Conchylien in vielschalige, zweischalige oder Muscheln, einschalige mit bestimmten Windungen oder Schnecken, und einschalige ohne solche Windungen. Von allen diesen Arten findet sich welche in Island, jedoch der schönen Schnecken, die man in andern Ländern zur Ausschmückung von Grotten und Wohnzimmern braucht, nur wenige. Vor allen wollen wir die Bohrmuschel, Pholade, (Pholas) kennen zu lernen suchen (Taf. 4. A. 3. 4.), welche zu der Ordnung der zweischaligen Conchylien gehört. Diese Gattung ist dadurch merkwürdig, daß sie Gänge in ihren Felsen, ja selbst in den härtesten Marmor, auch in starke Corallenstämme, Austerschaalen, Schiffkiele u. s. w. bohren, und sich am Ende des Ganges ihre Wohnung ausbohren. In Island gehört sie zwar zu den seltneren, allein man findet sie auch dort in einer Lage hartem Sandstein, worin sie sich einen Aufenthaltsort gemacht haben, woraus man bei der großen Ebbe ihren über 6 Zoll langen Schwanz hervorragen sieht.

Die Seewürmer überhaupt sind in der Haushaltung der Natur äußerst wichtig, vorzüglich dadurch, daß sie, so wie die Würmer und Insekten in und auf der Erde, im Ozean unendlich mannichfaltigen überflüssigen Stoff verzehren, durchwirken und gleichsam verwandeln. Mit Unrecht würde man ihnen daher weniger Aufmerksamkeit schenken, als den andern Geschöpfen der Erde. Wir zeichnen daher auch einige Insekten aus.

Der Bleifuß (Julus Taf. 4. A. Fig. 5. 6.) wächst auf die Länge eines halben Fußes an, und wird ½ Zoll breit und ¼ Zoll dick. Ein jeder seiner 320 Füße endigt sich in einen, aus mehr als 40 Fäden bestehenden Büschel, welche ihm zum Gehen und Schwimmen dienen, und sämmtlich in Bewegung sind, sobald das Thier sich rührt. Wenn man es neckt oder zum Zorne reizt, so schießt es plötzlich aus dem Munde eine Blase hervor, dicker als der Körper selbst. Diese Blase ist die Ursache, warum man es in Island Wiesenstern (Blöden Skere) nennt. Es hat eine glänzende violetblaue Farbe, wird aber nach seinem Tode weißbläulich. Die Blase, die es im Zorn ausschießt, hat vorn eine runde Oeffnung, welche bei dem lebendigen Thiere mit Haaren besetzt ist, die man aber bei dem todten nicht sieht. Aus dieser Oeffnung schießt es eine gelbliche Feuchtigkeit in Menge hervor, die sich sehr schnell mit dem Wasser vermischt, und insgemein für giftig gehalten wird.

Nicht minder merkwürdig ist der in Island sehr gemeine Einsiedlerkrebs Diogenes (Taf. 4. A. Fig. 1. 2.), der in seiner Gestalt Aehnlichkeit mit den Krabben hat, aber zu den Schmarotzerkrebsen (Parasitici) gehört, die man auch Schneckenkrebse nennt, weil sie sich leere Schneckenhäuser zu ihrem Wohnort wählen. Bisweilen findet man sie aber auch ohne Haus. Als einst einer von Olafsens Reisegefährten an das Seeufer ging, um Insekten zu sammeln, fand er in einer kleinen Bucht das Seewasser

blutroth. Was er davon in die Hand nahm, war dick, wie geronnenes Blut, doch viel heller.

Bey genauerer Betrachtung fand er, es sey voll kleiner Insekten, die mit den Krabben Aehnlichkeit haben, und es ergab sich, daß dieses Insekt der Diogenes war, ohne Haut, ganz weiß, und nur zwei bis drei Linien lang. — Sein Name Diogenes ist eine Anspielung auf den griechischen Philosophen dieses Namens, der bekanntlich eine Tonne zu seiner Wohnung wählte.

Am Ende aller dieser einzelnen Aufzählungen der Naturerzeugnisse in Island finde noch ein Geschöpf seinen Platz, welches nicht weniger Schaden, als anderwärts Raubthiere und Schlangen, verursacht. Es verwundet alles Vieh so, besonders Pferde und Kühe, daß ihnen das Blut von allen Seiten herabläuft, und sie, wenn sie lange wild umher gelaufen, endlich vor Mattigkeit umfallen. Die Pferde werden von ihm oft auf der Stelle getödtet, und die Menschen flüchten sich vor demselben in Höhlen und Berghöhlen. Ihr fragt, wie er denn heiße, dieser gefürchtete Feind? Wie groß er sey? Wie stark? Wie er aussehe? — Es ist — die Mücke. So zahllose Schwärme derselben kommen zum Vorschein, sobald es im Sommer warmes und stilles Wetter ist, daß sie die Sonne verfinstern. Den Pferden werden sie nicht durch Stechen, sondern dadurch gefährlich, daß sie ihnen in Nase, Maul, Ohren und Augen fliegen, und die Luft nehmen. Rennen nun die geängsteten Geschöpfe mit weit offenen Nasenlöchern hin und her, und öffnen das Maul, um Luft zu schöpfen, so fahren sie ihnen in den Schlund, so daß sie bald ersticken müssen. Für den vielen Schaden, den dieses Insekt verursacht, giebt es nur einigen Ersatz. Etliche Fische sind nach diesen Mücken sehr lüstern, und schnappen nach ihnen, wenn sie über dem Wasser schwärmen. Deshalb gehen sie denn zu dieser Zeit am meisten ans Ufer, und in die Netze. Nichts in der Natur scheint so schlimm, daß es nicht wieder durch anderweitiges Gute sein Schlimmes vergütete. Oft weiß man nur die vortheilhaften, wohlthätigen Eigenschaften nicht, allein fortgesetzte aufmerksame Beobachtung findet dieselben sehr häufig da, wo man am wenigsten sie vermuthet hätte, und man hat nicht Unrecht, zu glauben, alles Uebel in der Natur sey nur da, damit Gutes daraus erwachse.

Alles besteht, was nach Ort, Zeit und Umständen bestehen kann, allem ist sein Platz angewiesen, und jedes Geschöpf darin so eingerichtet, wie es dadurch seines Daseyns am frohsten wird. Zeugen dafür nicht auch die in Island wandernden und lebenden Geschöpfe? Von insektenverzehrenden Thieren sind nur solche da, die ihre liebste Nahrung da finden, die fleischverzehrenden kommen und gehen, je nachdem sie ihre Nahrung finden, oder bleiben, wenn sie dieselbe Jahr aus Jahr ein finden. Wer nennt jenen die richtige Zeit ihrer Ankunft? Um zu einigen bereits angeführten Beispielen eins hinzuzufügen, so kommen alljährlich, im Frühjahre, ganze Schwärme kleiner Fische in Islands Gewässer. Kaum sind diese erschienen, so fehlt es nicht, daß nicht auch Wallfisch und Hay bald folgen, die in ihrer Nahrung an jene gewiesen sind. In einigen Gegenden haben sich zu dieser Zeit besonders Dor

ihe und Schollen ein, und verweilen, bis sie im December der — Sachsen vereinzelt. Sie gehen, und andere kommen; ein immerwährender Wechsel, und doch nach unabänderlichem Gesetz. Der Vater der Wesen pflanzte jedem Geschöpf sein Gesetz in seine Natur, und an jedem seine Stelle angewiesen, jedes Körperbau so eingerichtet ist, wie es die Art zu leben, sich zu nähren und zu erhalten erfordert — kann man da wohl die Haushaltung der Natur irgendwo mit Rechte anklagen?

In Island wenigstens nicht, wohin man seinen Blick auf die Welt der Pflanzen und Thiere richtet. Dem erhabensten Wesen der Erde-Schöpfung, das durch die Kraft seines Geistes, die Stärke seiner Hand, überall herrscht, dem Menschen fragen wir zuletzt nach. Wie lebt er dort? Hat die Natur auch für ihn gesorgt? Gedeihet auch sein Glück dort?

Bevor wir aber die Beantwortung dieser Frage unternehmen, ein Wort noch über ein anderes Werk der Natur, welches in der Oekonomie derselben auf Island nicht übergangen werden darf, besonders da es auch für den Menschen von Wichtigkeit ist, und wir es bei Beantwortung jener Fragen in Anschlag bringen müssen.

Die heißen Quellen,

deren auf Island eine ungemein große Menge sich findet, sie sind es, denen wir zuvor noch unsere Aufmerksamkeit widmen wollen.

Unstreitig haben sie von den vielen unterirdischen Feuern und der vulkanischen Beschaffenheit des Bodens ihr Daseyn. Dies verbürgt der heiße Laugahügel zu Hverevalle, von welchem Olafsen folgende Beschreibung giebt. (Taf. 3. B.)

„Wir hatten von ihm schon viele seltsame Dinge gehört. Allein diese Nachrichten waren sehr unvollständig, weil nur Hirten und Sammler des Berggrases dahin kamen, und sogar nur selten, da die Gegend sehr unwegsam und voll von Lava ist. Man sagte uns, daß man in der Ferne ein starkes Brüllen höre, und deswegen besuchten wir die Stelle selbst. Da wir vorbei reiseten, sahen wir in der Ferne einen starken Rauch hoch in die Luft aufsteigen, es war helles Wetter und wir versuchten heranzukommen. Wir hielten uns in der Entfernung von ungefähr einer Meile. Auf eine Viertelmeile nahe gekommen, sahen wir den Rauch an drey verschiedenen Orten aufsteigen, und hörten ein sehr entferntes Geräusch, gleich dem Brüllen eines Löwen, von einem durchdringenden Zischen begleitet. Unsere Pferde spitzten die Ohren, und wollten nicht hinan, so daß wir endlich absteigen, sie zurücklassen, und zu Fuße hinangehen mußten. Was uns zuerst in die Augen fiel, war ein kleiner runder Hügel, aus welchem der Rauch durch drey enge gebrochene Löcher mit einer solchen Kraft hervordrang, daß er das erwähnte Gezisch verursachte. Diese Löcher hatten auswendig nur zwey Finger breit im Durchmesser, und ihr Rand war mit weißen, gelben und grünen Flecken gesprengt. Wir untersuchten die Löcher durch biegsame Weidenruthen, konnten aber, wegen der gebrochenen Richtung, nirgends durchkommen. Warfen wir kleine Steine hinein, so wurden sie, durch die Heftigkeit des Zuges, wieder herausgeworfen: legten wir platte Steine

auf die Oeffnungen, so würden sie gleichfalls weggeführt. Stunden wir in der Nähe, so konnten wir, wenn auch der Mitredende noch so stark schrie, einander nicht verstehen — Der Boden umher hat Winter und Sommer eine starke unterirdische Hitze, weswegen es nie frieret. Unweit des Hügels sieht man drei große heiße Quellen (Hver), welche stark verschieden die mittelste kocht am heftigsten, und wirft das Wasser drei Ellen hoch. Alle drei stehen mit einander in genauer Verbindung, so, daß der eine still steht, wenn der andere springt, und umgekehrt. In einiger Entfernung ist noch eine vierte, aber kleinere, heiße Quelle, und drei kochende Pfützen, welche eine feine Erde hervorbringen."

Solcher Quellen nun giebt es hier viele. An einem Orte findet man acht heiße Springquellen, wovon eine 16 — 24 Fuß hoch steigt und 6 — 8 Fuß im Durchmesser hat. In einer andern Gegend sprützte im Jahr 1771 das Wasser 60 — 70 Fuß hoch aus der Erde, und bei Haukadal giebt es, in einem Umfange von einer halben Meile, 40 — 50 kochende Quellen, deren Farbe und Beschaffenheit sehr verschieden ist.

Alle haben die Eigenschaft, hineingeworfene Körper mit einer Steinrinde zu überziehen (incrustiren). Mit einer eben solchen Rinde sind die Steine und Felsen umher überzogen, ja diese Quellen haben sich meist ein eignes Becken aus dem Tuff gebildet, welchen sie absetzen. Dieser Tuff aber hat die Eigenheit, daß er nicht, wie bei ähnlichen Quellen anderer Länder, kalkartig ist, sondern aus Kieselerde besteht.

Man unterscheidet solcher Quellen drei Arten. Einige sind nur mäßig heiß, so daß man die Hand hinein halten kann, andere siedend heiß, und werfen Blasen auf, wie das kochende Wasser, noch andere kochen so stark, daß sie das Wasser ziemlich hoch treiben, und diese sind es, welche man Springquellen nennt. Diese beobachten entweder eine gewisse Zeit und Ordnung, oder sind an keine Zeit und Ordnung gebunden. Wirft man große Steine in dieselben, so werden sie beim Aufkochen jederzeit wieder herausgeworfen.

Troil spricht von einer derselben mit dem größten Entzücken. „Ich — sagt er — sah die erste springende Wasserquelle, und kann wohl sagen, daß ich da den schönsten Anblick hatte, der je gesehen worden. Es war ein ungemein klarer Morgen, die Sonne hatte schon angefangen die Spitzen der Berge zu vergolden, der Wind war so still, daß der See, worauf einige Schwäne flossen, so glatt wie ein Spiegel war, und rund um denselben sah man an acht verschiedenen Orten den aus den warmen Quellen aufsteigenden Dampf, der sich endlich hoch in die Luft verlor. Aus allen diesen Quellen sprang Wasser in die Höhe, aber eine besonders warf beständig eine Wassersäule, sechs bis acht Fuß dick, 18 bis 24 Fuß hoch in die Luft. Das Wasser war im höchsten Grade heiß, und ein Stück Hammelfleisch und einige Lachsforellen, die wir darin kochten, wie auch ein Schneehuhn, das in sechs Minuten fast ganz in Stücken zerkocht war, schmeckten ganz vortrefflich. Ich wünschte, daß ich eine Beschreibung von dieser Scene machen könnte, die ihrer würdig wäre, sie würde aber allemal

maat schreiben. Was ist wenigstens gewiß, daß die Natur wie einem Menschen ein unnachahmliches Bild ihres großen Meisters abgedruckt hat, als ich ihm hier darbrachte."

Das merkwürdigste Schauspiel jedoch unter allen diesen springenden Quellen gewähret ohne Zweifel eine in Süd-Island, der Geysir genannt.

(Taf. 3. A)

In der Mitte einer äußerst romantischen Gegend, wo hohe Gebirge mit Eis und Schnee bedeckten Gipfeln ein breites Thal begränzen, in der Ferne ein feuerspeiender Berg, in der Nähe eine Ebene, worin auf funfzig kochende Wasser ihre dampfenden Strahlen in die Höhe schießen, dahinter hohe Felsen, an deren Fuße heiße Quellen sprudeln, in der Mitte dieser Gegend zeigt sich die Wasserhöhe und gewaltige Kraft der Geyser, eine Springquelle, die alle von der Kunst hervorgebrachten, wie Männerwerk das Kinderspiel, weit hinter sich zurückläßt. In einer großen Entfernung schon hört man ein dumpfes Tosen des Wassers, als ob es schäumend sich über Felsen herabstürzte. Ein rundes, 9 Fuß hohes und 52 im Durchmesser haltendes, von dem Wasser abgesetztes Becken faßt die Quelle ein, deren Tiefe man auf 70 Fuß berechnet. Hat sich das Becken durch das, aus dem Innern vorquellende, Wasser gefüllt, oder reizt man den Sprudel durch hineingeworfene Steine, so vernimmt man ein dumpfes Donnern in der Tiefe, Schlag auf Schlag, wovon der letzte so außerordentlich stark ist, daß der Grund davon erbebt, und die ganze umliegende Gegend erschüttert wird. Kaum ist dieser verhallt, so stürzt ein dicker, kochender Wasserstrahl brausend aus der Tiefe zu einer erstaunlichen Höhe hinauf. Strahl auf Strahl folgt nun mächtig und schnell auf einander, denn oft schießen [illegible] in die Luft, zu 100 Fuß hoch. Steine von beträchtlicher Größe, die man hineinwirft, werden mit der größten Gewalt in die Höhe geschleudert.

Einen zwiefach reizenden Anblick gewähret dies herrliche Naturschauspiel beim Sonnenschein. Dann erblickt man die schönsten Regenbogen; und kehrt sich der Zuschauer mit dem Rücken gegen die Sonne, so lassen um den Schatten des Kopfes jedes Einzelnen die Dünste doppelte Kreise mit den Farben des Regenbogens.

Da man sich von einem so merkwürdigen Plätzchen nicht gern schnell trennt, immer noch verweilen möchte, sich wieder und wieder umsieht, ob man nicht vielleicht noch etwas entdecke: und da ich glaube, dies werde wohl hier bei dem Prospekt des Geysers der Fall seyn; so wollen wir nicht scheiden, ohne ihn ein wenig näher in Augenschein genommen zu haben, zumal da er uns einen Begriff von den Ansichten der dortigen Gegenden gewähren kann.

Tief im Hintergrunde zeigen sich (a. a), wie blaue Wolken, hoch emporstrebende Eisberge, ein weites Thal liegt davor, oft von Klüften und wild untereinander geworfenen Gestein unterbrochen. Dicht an dem Geyser liegt ein kleiner Berg, Laugfell genannt (b), hinter welchem eine stehende Seen sich befinden (c), von denen man glaubt, daß sie den Geyser mit Wasser versehen. Um ihn her (d) quellen warme

Bäder aus dem Boden heraus. Welche Mannichfaltigkeit, welche Abwechselung, und welchen, man wende das Auge hieher oder dorthin, stets überraschende Anblick!

Laßt uns aber auch nicht vergessen folgt zu sehen, welchen Vortheil, den diese warm oder heiß aus der Erde quellenden Gewässer Islands Bewohnern bringen! Diejenigen, welche nahe dabei wohnen, kochen ihre Speisen darin, indem sie den Kessel, mit kaltem Wasser und Fleisch angefüllt, hinein hängen. Sie baden sich in den Bächen, die davon abfließen, und nach und nach kalt, oder durch hineingeleitete kalte Bäche gemäßiget werden. Die Kühe, welche mit dem abfließenden Wasser dieser Quellen getränkt werden, sollen mehr Milch geben, als andere. Es ist meist für die Menschen selbst aber nicht nur unschädlich, sondern auch gesund, und mehrere dieser Wasser verdienten ganz eigentlich den Namen der Gesundbrunnen.

Außer dem Vortheil, den sie Islands Bewohnern gewähren, dienen sie dem ganzen Isländer auch noch zum Vergnügen. In diesem Lande der strengen Natur, sagt Troil, wo der Liebhaber seine Geliebte nicht mit schönfarbigen Blumen zu bekränzen vermag, bieten ihm die natürlichen Bäder eine Gelegenheit dar, seine Liebe auf eine völlig neue Art auszudrücken. Er reinigt nämlich ein solches Bad für seine Schöne, wenn er weiß, daß sie es zu einer bestimmten Stunde besuchen werde.

Morgen aber werden wir näher sehen, wie sich die Isländer auf ihrer Insel befinden.

3

Neunzehnter Abend.

Die Isländer.

Die Beschreibung, welche Anderson von den Isländern gemacht hat, ist wenig einladend, und wird vielleicht zu einer nähern Bekanntschaft mit ihnen reizen. „Die faule, unthätige, bloß die Kräfte des Körpers übende Lebensart der Isländer ist so, daß sie bei diesen ehrlichen Menschen keine sonderliche Gemüthserhebung bewirken kann. Sie sind feige, taugen durchaus nicht zu Soldaten, und man bringt sie nicht dazu, daß sie ein geladenes Gewehr abschießen. Die Dänische Regierung hat mehrmals versucht, sie bei der Flotte und bei den Landtruppen zu gebrauchen, man hat sie aber jedesmal mit dem Abschiede, daß sie zu nichts taugen, wieder nach Hause geschickt. Sie sind faul und eigensinnig, arbeiten nicht anders, als aus Noth, und sind von ihrer Landesweise so eingenommen, daß, wenn man ihnen auch bessere Hausgeräthe und bequemere Werkzeuge zur Arbeit anbietet, sie dennoch halsstarrig bei dem Alten bleiben."

Wenn dieser Reisende Recht hat, so dürfen wir uns von den Isländern wenig erfreuliches versprechen. Die Ursachen aufzuspüren, woher dies alles komme, wäre dann hier die, zwar traurige, aber doch interessanteste Untersuchung.

Indeß hat man Ursache, über jene Beschreibung recht ein wenig bedenklich zu werden, wenn man einen Blick auf die Geschichte Islands wirft. Diese setzt außer allem Zweifel, daß ihr Geist nicht habe unthätig seyn kön-

den, indem sie aus der Künstler und Weisheit und Island viele nebst hergeholt macht. Diese Nation hat alles, was zur nordischen Geschichte gehört, mit großem Fleiß und vieler Sorgfalt gesammelt und beschrieben, und Snorro Sturlesson, Arngrim Jonas, Tormodus Torfäus, Arnas Magnusson, sämmtlich Namen berühmter Isländer, haben sich in dieser Hinsicht nicht wenig Verdienste erworben. Mehrere von diesen Sammlern der nordischen Geschichte waren zugleich gute Dichter. Im Jahr 1892 schon haben die Isländer zu schreiben angefangen, und die beiden berühmten Männer Sämund Frode und Are Frode waren ihre ältesten Schriftsteller. Im Jahre 1530 ward in Island die erste Buchdruckerei angelegt.

Zugleich bezeugt diese Geschichte, daß es Island nicht an Helden und Tapferen fehlte. Die Insel kann letztere Gewalt, welche mehrere Entdeckungen gemacht haben. Erich Raude, der Isländer, war es, der im Jahre 982 Grönland, Herjulfsson und Erichson, die Isländer, waren es, die im Jahre 1001 einen Theil von America entdeckten.

Und was die Künste betrifft, so muß ich nur der vor zwei Jahrhunderten lebenden Bauern Jon Gudmundson gedenken. Von diesem findet sich unter anderen ein ausgezeichnetes Altarblatt in der Kirche zu Hitardal, welches Olavius also beschreibt: „Es war unterwärts viereckig, lief aber oben in einem Triangel spitz zu. Darauf stand der Name Jehovah gezeichnet, mit Sonne, Mond und Sternen. Unter Wären auf dem Altarblatt war Christus am Kreuze vorgestellt, und unter seinen ausgestreckten Armen hielten zwei Vögel einen Becher, worein das Blut aus beiden Nägelwunden stromweise herabfloß. Johannes und Maria standen neben dem Kreuze, wie auch weiter davon war ein Todtenkopf und eine Schlange abgebildet. Das ganze Schnitzwerk glich der feinsten Bildhauerarbeit, und deutet, so wie die Malerei über der Kirchthür und an der Kanzel, welche ihm ebenfalls zugeschrieben wird, daß er, nach dem damaligen Geschmack, ein ganz ungewöhnliches Genie gewesen. Zwar enthalten die aus von seinen Schriften allerlei seltsames Gewäsch, allein zu der Zeit, da er sie verfaßte, mag sein Kopf wohl durch irgend eine Schwachheit verwirrt gewesen seyn. Das schließe ich aus einem Briefe, welcher noch aufbewahrt wird, über ein Stück Land, das man ihm gewisse abstechen wollte: denn dieser ist in einem zierlichen Styl abgefaßt, und von seiner eigenen Hand sauber geschrieben. — Hinten auf dem erwähnten Altarblatt stand ausgezeichnet: Jon Gudmundson Aetatis (41) Ao 1649.

Alle diese Umstände, können sie aber wohl jenes Urtheil über die Isländer zu bestätigen?

Indeß könnte man vielleicht einwenden, daß jene Umstände wohl sonst statt gefunden haben, aber jetzt nicht mehr Statt finden. Vielleicht, meint man, habe es sich auch in dieser Hinsicht zum Schlimmern verändert, wie mit dem Klima, welches, wie ebenfalls mehrere Umstände beweisen, sonst milder gewesen seyn muß, als es jetzt ist. Olavius erzählt, daß man ein großes Stück Metallschlacken in der Erde gefunden, wor

aus sich schließen ließe, daß vormals hier eine ansehnliche Werkstatt, wo nicht gar ein Schmelzofen wirklich gewesen seyn. Eben so hat man ziemlich große Mühlsteine gefunden, ein Beweis, daß es sonst hier nicht nur Mühlen, sondern vermuthlicher Weise auch Getraidebau muß gegeben haben. — Da man auch von diesem allen sich dort nichts mehr findet — Kann es mit der Beschaffenheit der Menschen nicht der nämliche Fall seyn? — Laßt sehen!

Die harte Regierung des norwegischen Königs Harald Pulchricomus gab die erste Veranlassung zur Bewohnung Islands. Um der Gewalt desselben sich zu entziehen, verließen viele der angesehensten Familien ihr Vaterland, und unter diesen Ingulf und Hiörleif. Im Jahre 870 war es, daß diese Island zuerst besuchten, vier Jahre darauf siedelten sie sich mit ihren Familien dort an, und noch jetzt führen die beiden Oerter, wo sie sich niederließen, von ihnen den Namen. Zwar fand das Land unbebaut und wüst, voll dicker Waldung; doch zeigten manche Spuren, daß Menschen einst es bewohnt haben mußten. Der Sage zufolge wurde es vorher von einer Nation bewohnt, die sich Papar nannte. Man weiß nichts von ihnen, als daß sie Christen gewesen seyn sollen, die neuen Ansiedler, die Normänner, waren damals noch Heiden.

Nach und nach zogen sich mehrere Familien dahin, und bald ward Island ein Zusammenfluß von mehreren Nationen. Normänner, Irländer, Schotten, Schweden und Dänen pflanzten hier Kolonien an, so daß nach Verlauf weniger Jahrhunderte schon 4680 Familien dort gezählt wurden, welche Volksmenge immer zugenommen. Damals hielt es nicht schwer, bald eine nicht unbeträchtliche Anzahl streitbarer Männer und ihrer Werte zusammen zu bringen. Als sich späterhin die verheerenden Blattern auch auf diese Insel verbreiteten, da erst verringerte sich die Anzahl ihrer Bewohner.

Um die Mitte des zehnten Jahrhunderts begann das Christenthum sich in Island auszubreiten, und dieser kirchlichen Veränderung folgte bald eine politische. Fast vier Jahrhunderte hindurch hatte Island eine eigne, aristokratische Regierungsform gehabt, die Angesehensten aus ihrer Mitte waren ihre Leiter; im Jahre 1261 aber unterwarfen sich die Einwohner freiwillig der Herrschaft des norwegischen Königs Hakon, und gehorchten dessen Nachfolgern, bis sie im Jahr 1387 sammt Norwegen unter die Herrschaft der Könige Dänemarks kamen, worunter sie noch jetzo stehen. Seit dieser Zeit erlitt das Land durch Menschen keine großen Veränderungen. Im Jahre 1627 überfielen es algierische Seeräuber, übten viele Grausamkeiten und Mordthaten aus, und führten an dreihalb hundert Menschen gefangen hinweg. Sechszig Jahre später kamen wieder Seeräuber aus dem mittelländischen Meere daher, und raubten Menschen und Waaren.

Dies ist ganz kurz die Geschichte der ältern Bewohner dieses Landes und ihres Ursprungs. Sollten nun ihre Nachkommen so sehr entartet seyn, daß kein Tropfen edleren Blutes mehr in ihren Adern schlägt? — Wir müssen uns sie näher kennen lernen, diese jetzigen Bewohner.

Vor allen Dingen wollen wir doch einige davon in Augenschein nehmen.

(Taf. 2. A.)

Hier stelle ich euch sechs derselben vor. Ein altväterisch gekleideter isländischer Bauer (1) macht den Anfang, ihm folgt (2) eine isländische Bäuerin, in der, jetzt gewöhnlichen, Kleidung des Mittelstandes, und hinter dieser (3) eine Jungfrau in ihrem hochzeitlichen Schmuck. Nach ihr tritt (4) eine isländische Frau von Stande auf, und eine Jungfrau mit einem Kinde an der Hand (5. 6.) machen den Beschluß.

Der Isländer kleidet sich selten in andere als selbst verfertigte Zeuge. Das bei ihm gebräuchliche, aus Wolle selbst verfertigte, Zeug heißt Wadmal, außer welchem sie sich noch einer groben Leinwand bedienen. Nur die Vornehmern, z. B. die Beamten, kleiden sich in dänische Zeuge und Tücher, und man hat deshalb in Island selbst eine Tuchmanufactur angelegt.

Nur in feinen Wadmal, und zwar von schwarzer Farbe, kleidet sich der Bauer, wodurch es das Ansehen gewinnt, als wären sie alle in Trauer. Nur selten sieht man eine andere Farbe; Sonntags indeß trägt sich mancher blau und roth. Die gewöhnliche Tracht ist ein kurzes Wamms, wozu auf Reisen noch ein Mantel von gleichem Zeuge kommt. Die Beinkleider bereiten sie aus ungegerbtem Leder. Unterkleider, auch Hemden, sind von einer Art weißen dünnen wollenen Zeugs, wie Moltong. Ihre Strümpfe sind gestrickt, die Schuhe aus ungegerbtem Leder verfertigt.

Die Kleidung der Weiber ist im Schnitte wenig von der unserer Bäuerinnen verschieden, und fast allein der Kopfputz ist es, welcher sie unterscheidet. Dieser Kopfputz besteht aus einer, anderthalb Elle hohen, spitzig sich endigenden Mütze, welche bei Verheiratheten unterher um den Kopf mit einer seidenen Binde befestigt wird. Um den Leib tragen sie einen, mit messingenen Zierrathen besetzten, Gürtel, um den Hals eine Art von Priesterkragen. Wie bei den Männern, nähert sich auch bei den Frauen von Stande ihre Tracht der im übrigen Europa gewöhnlichen an.

Sie, für ihre Umstände, so wohl, und warm in selbstverfertigte Kleidungsstücke gekleidet zu sehen, würde schon kein schlimmes Vorurtheil gegen sie erwecken, wenn man auch über ihre bestimmten Arbeiten des Jahres weniger wüßte. Weiß man aber diese, so wird man noch mehr anstehen, hart über sie abzusprechen.

Im Winter beschäftigt sich ein Theil der Männer, außer dem Viehwarten, mit Webarbeiten, Spinnen und Verfertigung wollener Futterhemden und Strümpfe, was sonst nur weibliche Beschäftigung zu seyn pflegt. Mit dem kommenden Frühling gehen sie auf die Fischerei aus. Sobald das Eis aufgethaut ist, fangen sie an, Torf zu graben, zu trocknen, und in kleine Haufen zusammen zu setzen. Frauen und Kinder warten im Frühling und Sommer das Vieh. Ist die Erde völlig trocken, so werden die Wiesen mit Haken von Steinen und allem gereinigt, was dem Graswuchs Nachtheil bringen könnte. Den übrigen flüssigen Dünger sucht man, wenn er trocken geworden, klein, und breitet ihn beim ersten Regenwetter über das Feld aus. In der Mitte des Julius beginnt die Aernte, wobei die Tagarbeit eines nur mäßig geübten Schnitters ein ebenes

hat) von zu Quadratklaftern ist. Die Weiber breiten hernach das Heu, und decken es, auf den Anhöhen, zum Trocknen aus. Ein Mädchen muß täglich so viel Heu sammeln und trocknen, als drei Schnitter abmähen; im Winter muß es täglich fünf Ellen Wadmal weben.

Sobald das Heu getrocknet worden ist, wird es in die Scheuern gebracht. Ist das Haus nicht zu entfernt, so wird es in große Bündel gebunden, und von Männern dahin getragen, andern Falles bedient man sich der Pferde dazu, woran jedes zwei solche Bündel, eins auf jeder Seite, trägt. Im September endigt sich die Ernte, und der Herbst bringt neue Arbeit mit. Zuerst werden die, auf den Bergen wild umherstreifenden Hammel eingefangen, um den Vorrath für die Haushaltung zu schlachten. Dann sticht man Rasen, womit man die Häuser bedeckt, um sich vor dem Schnee und Regen des Winters zu sichern. Man baut sich neue Häuser, oder bessert die alten aus, führt die Feuerung nach Hause und Dünger auf das Feld.

Und obschon man hier keine bestimmten Handwerker hat, so giebt es doch Leute, die, aus bloßem Triebe und ohne Unterweisung, die Kunst erlernt haben, aus Kupfer, Eisen, Holz und andern Materialien allerlei, für die Haushaltung nöthige, Geräthe zu verfertigen, welche, wenn ihnen auch das Zierliche abgeht, doch allgemein brauchbar sind. In beinahe jedem Kirchspiele trifft man einen solchen Arbeiter an, der seine Arbeit wohl angefertigt gegen die Arbeit jener Künstler aufstellen kann. Einige arbeiten vorzüglich in Holz, beim Hausbau, oder bekleiden die Wände mit Brettern, verfertigen allerlei Gefäße, andere in Eisen, und verfertigen Äxte, Sägen, Bohrer, Hobeleisen, Messer, Sensen, Nägel, Hufeisen, Schlösser und Schlüssel, wieder andere in Kupfer und Messing, verfertigen Knöpfe, Schnallen, Gürtel für Frauenzimmer, Ahle, Ringe, Pferdegeschirr, noch andere in Silber, verfertigen vielerlei Arten Schmuck für die Frauenzimmer, glatt, erhoben und ausgegraben, Knöpfe, Schellen, Messerhefte und anderes. Gemeiniglich sind alle diese Arbeiten dauerhafter, als jene, welche man ihnen von andern Ländern zuführt.

Nun so frage ich denn nochmals: Kann man ihnen wohl einerseits Verstand und Witz, und andererseits Fleiß und Geschicklichkeit absprechen? Erblicken wir sie so armselig, daß wir ein ganz vernachlässigtes Volk in ihnen erkennen? — Wer möchte das unbedingt behaupten?

Vielleicht treffen andere Vorwürfe sie desto mehr: Unreinlichkeit, Faulheit — wie steht es mit denen?

Lasset uns dem letzten Vorwurf zuerst begegnen.

Um über ihren Muth und Unternehmungsgeist ein entscheidendes Urtheil zu fällen, wird es nothwendig seyn, einen Blick auf ihre Gemüthsbeschaffenheit zu werfen.

Die Gemüthsstimmung der Isländer ist allen Reisenden sehr aufgefallen. Die Munterkeit und Aufgewecktheit, welche man doch häufig im Gebirgsland findet, sieht man hier nicht, vielmehr ist ein düsterer Ernst in allen Gesichtern zu sehen, der an Traurigkeit grenzt. Suche nach ihm die Offenherzigkeit und Gutmüthigkeit der Gebirgsländer nicht,

denn ihr Aeußeres hat eben eine Art Unfreundlichkeit und Verschlossenheit. Niedergeschlagenheit ist der Charakter, der ihnen eingeprägt ist. Besonders sind die Weiber sehr still und meist schwermüthig.

Olafsen beklagt an den Isländern einen Mangel an Neigung zu Ergötzungen, wodurch sie vornehmlich im Winter, sich aufheitern könnten. Von Spielen haben sie, das Ringen der Jugend ausgenommen, das Schach- und Brettspiel, und mehrere Arten Kartenspiele. Kein Spiel aber spielen sie um Geld, des Gewinnstes wegen. Ihr liebster Zeitvertreib ist, öffentlich die gamla Sagur, d. i. die in der isländischen Sprache abgefaßten Geschichten zu lesen. Ehe man in Island anfieng, die Geschichten zu schreiben, wurden die Begebenheiten in allen Versammlungen von denjenigen erzählt, die am meisten damit bekannt, und in der Kunst zu erzählen geübt waren. Diese waren die Barden der Isländer, welche, wie die ältesten griechischen Dichter, vor Versammlungen, die Thaten der Vorwelt, ungekünstelt, in schlichter Einfalt, erzählten. Fand sich in solchen isländischen Versammlungen einer, der diese oder jene Geschichte richtiger und mit mehreren Umständen zu erzählen wußte, so ertheilte man ihm immer Beifall, und die Geschichte wurde dem Gedächtniß eingeprägt, zu welchem Behufe man sie an Thüren, Bretern und den mit Bretern bekleideten (getäfelten) Wänden ausschnitt oder ausmahlte, worin der Kindergeist aller Nationen sich gleich zeigt. Im dreyzehnten Jahrhundert fiengen die Isländer an, sowohl ihre eigne, als die übrige nordische Geschichte in Schrift überzutragen; allein der Gebrauch, sie mündlich in Versammlungen mitzutheilen, blieb, und noch vor Kurzem diente er, besonders in der Abenddämmerung, zur Unterhaltung. Sobald aber das Licht angezündet ist, wird eins der Kinder, das am besten lesen kann, oder einer der Gäste zum Vorlesen gewählt. Ist der Hausherr ein Liebhaber der Geschichte, so leiht er von seinen Nachbarn oder Freunden so viele Erzählungen, als zum Vorrath auf den ganzen Winter hinreicht, und diese erhalten noch einigermaßen die Munterkeit der Arbeitenden. Um dieser Lektüre noch mehr Reiz zu geben, haben die Dichter im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts mehrere dieser Sagen in Verse gefaßt, welche man gemeiniglich Rimur (Reime) nennt, und welche mit erhöhter Stimme recitirt zu werden pflegen.

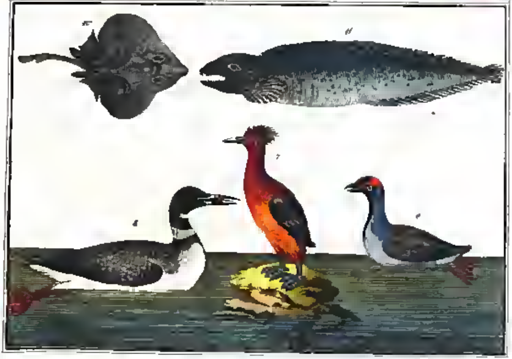
Leider ist aber auch diese ihre liebste Unterhaltung in dem letzten Jahrhundert seltner bei ihnen geworden, als ehedem. Hieraus ließe sich freilich eine Art Beweis für die abnehmende Geistesthätigkeit bei ihnen führen, allein Olafsen, welcher als Ursache jener eingehenden Unterhaltung den Mangel an Reinigkeit anführt, womit die isländische Sprache jetzt geschrieben werde, entkräftet denselben schon zur Hälfte.

Bedenkt man nun aber, daß die armen Bewohner jenes, so häufig den fürchterlichsten Verheerungen ausgesetzten, Landes unmöglich eine immer gleiche Heiterkeit erhalten können, daß ein nicht bloß rauhes und strenges Klima, sondern auch ein beständiger Wechsel der Luft und Witterung, welche dichte Nebel, Wirbelwinde

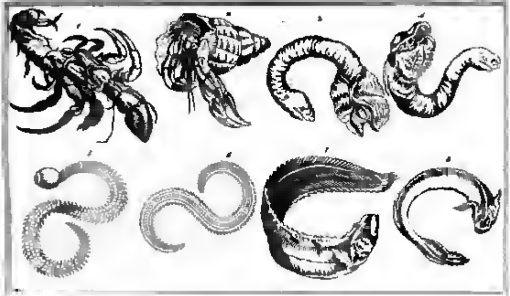
und brausende Orkane herbeiführen, keinen andern als nachtheiligen Einfluß auf ihre Natur äußern derit; daß sie nicht selten in einem Tage den Fleiß eines ganzen Jahres verlieren, oder doch, ihn zu verlieren, in Gefahr stehen — wird man sie dann wohl verurtheilen, oder bemitleiden? Müssen sie nicht beinahe niedergedrückt werden, Muth und Unternehmungsgeist verlieren? Ist aber diese Stimmung einmal herrschend, bleibend geworden, woher soll dann der hohe rieselmäßige Heldengeist kommen, der mit der Gefahr spielt und jeder Hinderniß spottet?

Zwar sind die Zöllner nicht von einer schwächlichen, vielmehr von einer starken Leibesbeschaffenheit, allein durch die schwere Arbeit, welche sie vornehmlich auf der See bei der Fischerei unternehmen, werden sie so sehr angegriffen, daß sie ziemlich früh erschöpft sind, und sehr selten ein hohes Alter erreicht. Nach dem funfzigsten Jahre verfallen sie in allerlei, vornehmlich aber in Brust-Krankheiten.

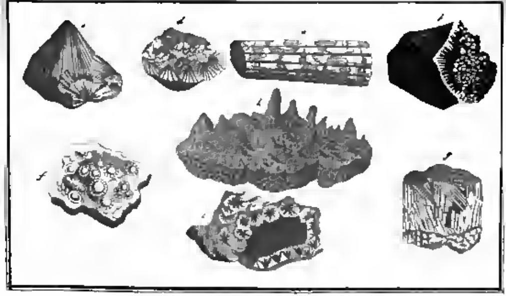
Fürwahr die Armen, sie sind zu beklagen! — Sollen wir aber darum die Natur, sollen wir den Schöpfer ihretwegen anklagen? — Ehe wir das thun, da laßt uns erst recht aufmerksam noch alles Andere in Anschlag bringen, laßt uns jedes Urtheil noch verschieben, bis wir auch sie durch ihren ganzen Lebensweg begleitet haben, womit wir am nächsten Abend den Anfang machen wollen.



Tabula N° 2. A



B



[illegible], oder neues [illegible] ersten Bil-
[illegible] des, für [illegible]

[illegible]

[illegible], oder neues A. B. C. Buch für den ersten häuslichen
[illegible] zur Erleichterung des Lesenlernens. Mit Kupfern.
[illegible], leichten und deutlichen Anweisung für Mütter
[illegible] gr. 8. Das Exempl. geb. mit illum. Kupfern und [illegible]
[illegible], à 1 Rthlr. 4 Gr. Dergl. mit schw. Kupfern. 16 Gr.

[illegible] dadurch [illegible]
[illegible] kostbaren Aufwand zu machen, [illegible] ist wenigstens hinlänglich [illegible] Letztere bedienen zu können. [illegible] die dem aufblühenden [illegible] Lust verbindet [illegible] als auch der Begriff [illegible] der Kinder auf eine [illegible] Vergnügen [illegible] denen auch die [illegible] ausgegeben.

[illegible] des und starkes
[illegible] der
[illegible] auf eine
[illegible] 8. à 9 Gr.

[illegible] Beschreibung
[illegible] Bauers-
[illegible] Her-
[illegible] ar Th.
[illegible] 10 Gr.

[illegible] Aufsätzen mit Bezug auf [illegible] Unterricht und in [illegible] der erzählenden Schreibart wie [illegible], zur Bildung guter Hauswirth[illegible] wie den Bauersleuten, nach seinem entworfenen und hinterlassenen Plan aus dem Verfasser des verbesserten Unterrichts in eine solche Form gebracht worden, daß er in Dorfschulen für erwachsene Mädchen zum Lesebuch gebraucht werden kann, wie es in manchen schon mit dem verbesserten Unterricht bei den Knaben geschehen. Mehr ist hier zur Empfehlung dieses Büchelchens nicht zu sagen nöthig.

Dessen auf eigene Erfahrung gegründete Anweisung zur Bienenzucht in Körben, Magazinen und Lagerstöcken, ohne Künstelei. Der Schriften 3r Theil. gr. 8. à 16 Gr.

So groß auch die Anzahl gewöhnlicher Rechenbücher als auch solcher Schriften ist, welche bloß Wechselrechnung enthalten, so ist es dennoch gewiß, daß nur wenige ihrem wahren Zwecke entsprechen, weil sie entweder nur einzelne Theile dieser Wissenschaft enthalten, oder doch nur solche, welche nicht häufig vorkommen. Wenigstens fehlt den meisten Anweisungen zur Wechselrechnung die so höchstnöthige Erklärung der wahren Entstehung und die Eigenschaften der Wechselbriefe, ohne welche es ganz und gar unmöglich ist, ein guter Wechselrechner zu werden. Aus diesem Gesichtspunkte verdient wohl dem kaufmännischen Publikum folgende Schrift empfohlen zu werden.

Andreas Wagners vollständige Anleitung zur gesammten Wechselrechnung, zum Gebrauch für Handlungsschulen gr. 8. Leipzig, 1800.

Der Name des Verfassers, der sich durch viele arithmetische Schriften rühmlichst bekannt machte, bürgt für die innere Güte und Brauchbarkeit dieses Werks. Der erste Theil enthält die weitläuftigste Erklärung der Wechsellehre, wobei die vortrefflichen Schriften des Herrn [illegible] zum Grunde gelegt sind. Der zweite Theil oder die eigentliche Wechselrechnung [illegible] Umfange. Für Deutlichkeit und gründlichen Unterricht, hat der Verfasser mit gewohntem Fleiße gesorgt, und jeder Lernende sowohl als angehende Lehrer, werden dieses Buch mit Nutzen gebrauchen.

Um auch von meiner Seite dieses Werk so gemeinnützig als möglich zu machen, und den Wünschen Vieler Genüge zu leisten, werde ich von heute an, den Preis desselben zu 1 Rthlr. für Abnehmer [illegible], von 1 Rthlr. 20 Gr. auf 1 Rthlr. heruntersetzen.

Leipziger Jubilate-Messe 1803.

Der Verleger.